

Lies
meinen
Text!



SCHREIBWERKSTATT 50 JAHRE BUXTEHUDER BULLE

Texte der Shortlist des
Schreibwettbewerbs „Kleiner Bulle“

entstanden 2021 im Rahmen der Online-Schreibwerkstatt „Lies meinen Text!“

12 Wochen lang haben 68 Kinder und Jugendliche aus Deutschland und der Schweiz an der Online-Schreibwerkstatt „Lies meinen Text“ der VHS Buxtehude teilgenommen. Wir waren während dieses Kurses immer wieder überwältigt von dem Durchhaltevermögen, der Kreativität, dem Einfühlungsvermögen und den tollen Texten der Teilnehmer*innen.

Teil dieser Online-Schreibwerkstatt war auch der Schreibwettbewerb „Kleiner Bulle“, zu dem mehr als 40 Texte eingereicht wurden. Thema des Schreibwettbewerbs war „Verschwinden“.

Dies sind die 10 Texte, die es auf die Shortlist des „Kleinen Bullen“ geschafft haben.

Ein riesen

„DANKESCHÖN!“

- an alle Kinder und Jugendlichen, die bei unserer Online-Schreibwerkstatt mitgemacht und sich eingebracht haben. Ihr seid die Besten!
- an Neustart Kultur, durch deren großzügige Förderung es uns möglich war, diese Online-Schreibwerkstatt kostenlos anzubieten und damit allen Kindern den Zugang zu ermöglichen.
- an Ulrike Mensching und das Team vom Kinderliteraturpreis „Buxtehuder Bulle“ die uns so großartige Autor*innen wie Cornelia Funke und Isabel Abedi vermittelt haben
- an Cornelia Funke und Isabel Abedi, die uns in zwei Sessions unglaublich tolle Blicke hinter die Kulissen erlaubt haben

Wir wünschen viel Spaß beim Lesen!

Das Team von „Lies meinen Text!“

Buxtehude, Dezember 2021

Inhalt

Platz 1	Anne Sophie Rekow (Altersgruppe 15-19 Jahre).....	5
Platz 2	Nea Brunn (Altersgruppe 15-19 Jahre)	9
Platz 3	Anna-Helene Gauck (Altersgruppe 15-19 Jahre).....	22
Platz 4	Mia Deinert (Altersgruppe 12-14 Jahre).....	30
Platz 5	Anna-Lena Eißler (Altersgruppe 15-19 Jahre)	35
Platz 5	Eva Viktoria Pätz (Altersgruppe 12-14 Jahre).....	40
Platz 7	Jasna Dornblüth (Altersgruppe 12-14 Jahre).....	43
Platz 8	Cosima Baumbach (Altersgruppe 15-19 Jahre).....	47
Platz 9	Yasmin Abu-Dib (Altersgruppe 12-14 Jahre).....	55
Platz 10	Kaitlyn Wangler (Altersgruppe 15-19 Jahre)	59
Impressum		68

Platz 1 Anne Sophie Rekow (Altersgruppe 15-19 Jahre)

Als ich das erste Mal verschwunden bin, war einer dieser Lebkuchentage, irgendwo zwischen gefüllten Stiefeln und Geschenken unterm Baum.

Die Luft war erfüllt vom Geruch gebrannter Mandel und dem ewigen Klang wintersüßer Lieder. Ein perfekter Tag für den Weihnachtsmarkt.

Ich wollte mir nur noch ein wenig das buntbemalte Holzspielzeug ansehen und schon war ich verschwunden.

Wobei ich mir bis heute sicher bin, nicht ich bin es, die verschwunden ist, sondern meine Familie. Aber egal wie, es waren die schlimmsten 30 Minuten meines damals vierjährigen Lebens.

Weder der Ausblick von den Schultern des netten Security-Mitarbeiters noch die warmen, mit Schokosauce getränkten Waffeln konnten mich beruhigen.

Erst als meine Familie und ich wieder vereint waren konnte ich zur Ruhe kommen. Auf dem Heimweg schwor ich mir nie wieder zu verschwinden.

Ich wusste noch nicht, dass man auch in sich selbst verloren gehen kann.

Und so hielt ich mich in den nächsten Jahren an Dinge, die ich kannte.

Als ich allerdings merkte, weder meine Mutter noch meine Großmutter kennen die Antworten auf alles, suchte ich Schutz in der Musik; fand Antworten in Geschichten.

Lesen wurde zu meinem Sauerstoff; das Schreiben nährte mein Herz.

Ich ließ mich treiben in farbenfrohen Strudeln immer weiter in mich selbst hinein. Meine Gedanken zogen mich in eine Scheinwelt. Ich merkte nicht wie schnell sie an Farbe verlor. Ich hielt die langen Schatten für Zeichen des ewigen Morgens.

Mir fiel nicht auf, dass es um mich immer dunkler wurde.

Erst als die Schatten sich verdichteten, aus ihnen dunkle Gedankenmonster wurden, bemerkte ich, dass kein neuer Morgen anbrach. Doch zu spät.

Ich stand allein mitten in der Dunkelheit. Wobei, um ehrlich zu sein, ich war nicht ganz allein. Geschichten wärmten mich, spendeten Licht, hielten mich am Leben.

Doch in fantastischen Welten kann man nicht leben.
Die dunklen Schatten belagerten mich und meine Geschichtenwelt.
Und so blieb ich für mich.
Mein Herz schenkte ich Buchcharakteren, niemals echten Menschen.
Ich machte keine Hausaufgaben, schlief nicht, ich las.
Ich schottete mich ab von der echten Welt, in der ich all die Dämonen fürchtete.
Merkte nicht, dass diese immer nur in meinem Kopf waren.
Ich war in mir selbst gefangen, kein Entkommen möglich, trotz all der Tränen.
Ich kämpfte bis zum Schluss, doch irgendwann ging mir die Kraft aus.
Ich hatte meinen Sinn verloren, meinen Selbstwert.
Und so begann ich, als letzte Konsequenz, mich selbst zu bekriegen.
Der Kampf wäre schnell beendet gewesen. Er war ungleich und schmutzig.
Doch im letzten Moment, zum Todesstoß war schon ausgeholt, taucht eine kleine Fee auf.
Selbst verloren und gebrochen, schaffte sie es doch, dass ich meinen Waffen beiseitelegte.
Gemeinsam fegten wir die Scherben unserer zersprungenen Herzen zusammen; setzten sie Stück für Stück wieder zusammen.
Fanden leise Hoffnung in Schmetterlingstagen und Kuchenmomenten.
Sagten uns wir wollen nur noch Cha-Cha-Cha tanzen lernen, die neue Single unserer Lieblingsband hören, noch einmal all die Weihnachtslichter sehen.
Dann könnten wir immer noch gehen.
Wir zählten die Tage runter bis Tag X. Merkten, irgendwie wird es auch danach noch weitergehen.
Die Gänseblümchen würden blühen und Sternstuppen würden mit hellen Schweif vom Himmel fallen.
Plötzlich gab es so viel, was wir noch tausende Male tun wollen: Uns verlaufen und neues entdecken, im Regen tanzen, Riesenrad fahren, uns verlieben, die Musik laut drehen, die ganze Nacht tanzen, Geburtstagstorten backen, Traumkleider nähen, Stöckelschuhe tragen und uns furchtbar erwachsen fühlen,

neue Länder sehen, Geschichten erzählen, anderen eine Freude machen, Kastanien sammeln, heiße Schokolade trinken, im Meer schwimmen und Muscheln sammeln, am Neujahrmorgen spazieren gehen, im Auto singen, uns gegenseitig vorlesen, Kapuzenhoodies tragen und uns über fehlende Kängurutaschen aufregen, zur Bahn rennen, den Wind in unseren Haaren spüren, picknicken, wilde Wale sehen, Träume leben, sich mit Geschwistern streiten und sich wieder vertragen.

Wir wollten allen unsere bunt geflickten Herzen zeigen.

Wir wollten doch wir konnten nicht, blieben in uns gefangen. Ließen uns von unseren Gefühlen fremdbestimmen.

Und ich fragte mich immer wieder, ist das nun das gute Ende, von dem alle immer reden. Habe ich mich nun wieder gefunden und alles ist gut? Es fühlt sich nicht so an, zu viel ist zerstört. Zu groß all die Scham, die Angst, der Schmerz.

Irgendwo ist dieses eine Gefühl verloren gegangen: die Leichtigkeit.

Dem Glück vertraue ich grundsätzlich nicht; hinter jeder Ecke vermute ich einen Abgrund.

Selbstbewusstsein und Glück sind keine Dauerbewohner meiner Gefühls-WG, eher seltene Gäste. Sie kommen bloß an Glückskeksabenden und Lichtnächten vorbei, um das Buffet zu plündern und dann wieder zu verschwinden.

Stattdessen ist die Angst die Mutter meiner Gefühls-WG. Sie ist immer da und weiß zu allem etwas zu sagen.

Ihre Schwestern, die Selbstzweifel, geben in der WG viel zu oft den Ton an.

An dieser Stelle könnte ich die Geschichte beenden. Ein offenes Ende lassen, alles in der Schwebe. Aber es wäre nur die halbe Wahrheit.

Denn es stimmt, dass mir die Leichtigkeit abhandengekommen ist.

Es stimmt, dass Dinge verschwunden sind, die mir fehlen; die ich niemals ersetzen kann.

Es stimmt, dass ich Dinge gefunden, gespürt, gesehen habe, die mich von nun an

nicht mehr loslassen werden.

Aber zur Wahrheit gehört auch, dass die Leichtigkeit immer wieder in mir aufflammt, wenn ich mit Menschen zusammen bin, die die gleiche Definition von schräg haben. Ich mich verstanden fühl.

Zur Wahrheit gehört, dass ich Dinge abgelegt habe, die ich nie brauchte, meine Schüchternheit, meine Unsicherheiten, meine Schwarzmalerei.

Dafür habe ich aber auch Dinge gefunden, gespürt, gesehen, die ich nicht mehr missen möchte. Meinen Mut, enge Verbundenheit, was meine Texte mit Menschen machen...

Und so gibt es ein kleines Happy End, denn wer in Chemie aufgepasst hat weiß, kein Teilchen dieser Welt geht verloren. Es wandelt sich nur alles ständig um.

Und so verschwinde ich nicht nur an Lebkuchentagen auf dem Weihnachtsmarkt, sondern auch immer wieder im Alltagsleben. Doch genauso oft werde ich mich wieder finden, mein Herz wieder zusammensetzen und in einer neuen, vielleicht sogar einer besseren Version von vorn beginnen.

Und wer immer wieder aus dem Fenster schaut merkt, egal wie düster und kalt der Winter, die Knospen der Haselnuss kündigen schon jetzt den nächsten Frühling an.

Platz 2 Nea Brunn (Altersgruppe 15-19 Jahre)

Titel: Flo und zurück

Ich wache auf an einem Sonntagmorgen und die Erkenntnis, dass Flo fort ist, einfach verschwunden, trifft mich noch bevor die ersten Sonnenstrahlen ihren Weg zu mir finden. Wie erfroren unter der Kuschelwärme meiner Bettdecke liege ich und suche ihn an dem Punkt unter meinem Bauchnabel, an dem das Ende eines unsichtbaren Fadens zu ihm unsere Existenzen verknüpft. Verknüpft hat. Wo früher einmal der Knoten saß spüre ich nur eine große Leere.

Nachdem der erste Schock überwunden ist und der Krampf, der mein ganzer Körper ist, sich gelöst hat, setze ich mich auf und teste leben ohne Flo. Der Boden fühlt sich noch immer nach Holz an, mit Kerben und Dellen und Spalten zwischen den Dielenbrettern, die groß genug sind, um in der Nahrungskette eine Stufe über Centstücken zu stehen. Vornehmlich Flos. Wenn er sich ausgezogen hat, ergossen sich stets Rotgeld-Kaskaden aus den Taschen seiner Kleidung. Es sind meine Füße, die anders sind, nur wie anders, das kann ich nicht sagen.

Die Flugbahn seines Körpers beschrieb einen eleganten Bogen und als er die Wasseroberfläche durchbrach, spritzen die Tropfen zu allen Seiten, aber vor allem auf mich. Um nicht völlig durchnässt zu werden, rutschte ich so schnell wie möglich vom Rand des Stegs ab, wo ich die Füße hatte ins Wasser baumeln lassen. Bekam aber trotzdem das Meiste ab und war überzeugt, Flo müsste das kalkuliert haben. Er lachte bloß dumm als ich ihm dafür den Mittelfinger zeigte und schüttelte sich das Haar aus der Stirn. Ich glaube im Nachhinein, dass ich mich in diesem Augenblick absolut heillos in ihn verliebte. Als Viv mich später fragte, wann ich es gewusst habe, sagte ich, in etwa um die Zeit als der erste Sommer sich dem Ende neigte, aber eigentlich war das gelogen. Ich hatte schon viel früher erkannt, dass ich Herzrasen bekam, wann immer Flo in meiner Nähe war und dass ich

peinlicherweise rot wurde, wenn er mit mir redete oder sein Blick mich nur streifte. Immerhin kannte ich ihn schon seit dem Kindergarten, was in meiner fünfzehnjährigen Realität einer gefühlten Ewigkeit entsprach.

Eine Erinnerung aus dieser Zeit, die besonders heraussticht: mein Vater und ich und ein Sturm, der die geballte Wut all unserer Götter mit sich bringt. Sobald der Wind heftiger wird, reißt Papa alle Fenster auf und gewährt den Sturmböen Einlass in unser Haus. Die Wucht, mit der sie durch die Räume fegen hat etwas Bereinigendes. Papa und ich halten uns an den Händen und lassen zu, dass der Sturm durch uns fegt und all unsere Reue, unsere Schuld und unsere Ängste mit sich nimmt. Als das Gewitter einsetzt und mit ihm der Himmel seine Schleusen öffnet, sind wir wie neu geboren. Ich habe mein altes Ich an den Wind gegeben und mit mir erneuert sich auch die Welt.

Papa drückt meine Hand. Ohne mich anzusehen sagt er in die Stille zwischen zwei Donnerschlägen: „Vielleicht solltest du Flo sagen, was du für ihn empfindest.“

Papa konnte ich noch nie etwas vormachen. Trotzdem. Dass er es weiß fühlt sich an wie der schmerzliche Verlust eines wohlbehüteten Geheimnisses, das mir über die Monate ans Herz gewachsen ist.

Ich merke erst, dass ich angefangen habe zu weinen, als mir die Tränen in den Hemdkragen laufen und ich die Nase hochziehen muss.

„Was, wenn ich ihn verliere?“, frage ich, als Papa mich an sich zieht und in seinen Armen wiegt wie ein Baby. „Was, wenn ich ihn verliere, Papa?“

In diesem Sommer hörten wir immer die gleichen Lieder. Wir – das waren Flo, Viv und ich. Viv ahnte etwas, ich sah es in der Art, wie sie mich manchmal ein wenig zu lang ansah. Wenn ich sie darauf aufmerksam machte, sagte sie, dass sie bloß ins Nichts gestarrt und den Fokus verloren habe, aber ich glaubte ihr nicht. Dafür war ich viel zu paranoid.

An jenem denkwürdigen Tag erreichten die Temperaturen Höchstgrade und Viv lag zu Hause mit der Sommergrippe, während Flo und ich uns am Silbersee

herumtrieben, der eigentlich vielmehr ein Weiher war und noch dazu braun.

„Eines Tages“, sagte Flo und warf einen Stein ins Wasser „Eines Tages verschwinde ich von hier.“ Mit einem plumpen Geräusch verschwand der Stein in den Nichtigkeitstiefen des Weihers und die zentrischen Kreise, die sich um ihn ausbreiteten, verloren sich. Ein Loch hatte sich in mir geöffnet. Aus der Musikbox, die wir gemeinsam mit unseren Sachen unter einem Baum gelassen hatten, waberte dieser Song zu uns hinüber, indem jemand über Sehnsucht sang und die Noten schlängelten sich um unsere Körper und zogen sich zusammen, bis ich Flos Herzschlag spüren konnte und er meinen.

In diesem Sommer hörten wir immer die gleichen Lieder. An einem Weiher küsste ich Flo und vergaß ihre Verse.

Ich schlafwandle in die Küche, wo Papa mir eine Schüssel Müsli, eine Flasche Milch und eine Tasse mit einem Teebeutel und Zucker darin bereitgestellt hat, bevor er zur Arbeit gegangen ist. Ich habe ihm vor Jahren gesagt, dass er das nicht mehr machen soll, weil ich jetzt zwölf bin und mir mein Frühstück selber machen kann und er sah für einen Moment so aus, als würde er in Tränen ausbrechen. Da habe ich es schnell zurückgenommen. Weinende Eltern übersteigen meine Kompetenzen.

Ich gieße die Milch in die Schüssel und stelle den Wasserkessel auf den Herd. Der Tag hat noch nicht einmal angefangen und doch fühlt er sich bereits lang an, denn ich habe nichts mehr, womit ich ihn füllen kann.

Flo lebte allein mit seinen Großeltern, die er auf eine unbeholfene, fast widerwillige Weise über alles liebte, in einem kleinen Reihenhaushaus mit gepflegtem Garten und zwei Obstbäumen darin. In der Auffahrt hatte jemand vorausschauend Schnee geschippt und Salz gestreut. Es dämmerte bereits, als ich mein Rad gegen die Hauswand lehnte. Goldenes Weihnachtslicht fiel aus den Fenstern auf die unberührte Schneefläche und ein leiser Schmerz regte sich unter meinem Brustbein, der sich nach etwas vor langer Zeit Verlorenem anfühlte. Kaum hatte

ich an die Tür geklopft, an dem ein handgefertigter Weihnachtskranz hing, schwang sie auch schon auf. In dem Licht, das ihn umgab, wirkte Flo wie eine heilige Erscheinung und für einen Augenblick vergaß ich, wie man Worte formte. „Hi.“, sagte Flo. Er trat zu mir und zog die Tür hinter sich zu, sodass sie nur noch einen Spaltbreit offen war, dann schlang er seine Arme um meinen Hals und küsste mich. Es fühlte sich noch immer ein wenig unmöglich an, wie etwas, das man nicht in Traum oder Wirklichkeit zuordnen konnte, denn es hatte etwas von beidem. „Hi.“, erwiderte ich, als ich statt Flos Mund wieder die Winterluft auf den Lippen spürte. „Frohe Weihnachten.“
Er küsste mich noch einmal.

Das Pfeifen des Wasserkessels hält mich davon ab, in Erinnerungen verlorenzugehen. Ich gieße das Teewasser auf und rühre mit dem Löffel in meinem Müsli, das bereits jetzt mehr Brei ist als irgendetwas anderes. Ich kippe es weg und fühle mich schlecht dafür. Statt zu frühstücken, verkrieche ich mit meiner Teetasse in meinem Bett, versuche etwas in meinem Zimmer zu finden, was ich nicht mit Flo verbinde und scheitere. Alles trägt unsichtbar seinen Stempel. Sein Geruch ist in meinen Kleidern und der Bettwäsche, seine Fingerabdrücke sind auf den Oberflächen und die Erinnerung seiner Stimme wird für immer in der Luft hängen. Seine Berührung ist auf jedem Zentimeter meiner Haut, nur er ist fort. Ich bin hier. Und stelle mir die Frage, wer von uns beiden verlorener ist.

Flo hatte seine Eltern verloren, erzählte mir seine Oma, während ich wie gelähmt von weihnachtlicher Völlerei auf dem Sofa lag und das Spiel der Lichtreflexionen des kristallinen Kronleuchters an der Decke bestaunte.

Nicht in einem Autounfall oder an eine Krankheit, einfach irgendwo auf der Strecke zwischen damals und heute.

„Ich glaube nicht, dass er sie besonders vermisst.“, sagte sie, seufzend. „Ich wünschte, er würde es tun. Es kommt mir einfach natürlicher vor, dass ein Kind seine Eltern vermisst.“

Dazu sagte ich nichts, denn ich wollte keinen Verrat an Flo begehen.

„Ich vermisse meine Mutter.“, sagte ich. Das hatte ich noch nie jemandem anvertraut, doch als ich es aussprach wusste ich, wie wahr es war.

„Für jeden Tag, an dem ich vergesse, sie zu vermissen wird es beim nächsten Mal schlimmer.“

Flos Oma und ich blinzelten gemeinsam ein paar Tränen weg.

„Das hast du wunderschön gesagt, mein Junge.“, sagte sie und legte mir eine vom Alter aufgeweichte Hand auf den Arm.

Als Papa am Abend nach Hause kommt, nimmt er mich für eine sehr lange Weile in den Arm, aber es gelingt mir nicht, zu weinen. Er sagt mir, dass das Leben weitergehen wird. Ich hasse ihn ein bisschen dafür. Den Rest der Nacht verbringe ich damit, nicht zu wissen, wen ich mehr vermissen soll: Flo oder Mama.

Flos Hand weckte mich, die abwesend mein Haar zauste, während er eines meiner Bücher las. Meistens erwachte er vor mir und immer las er eines meiner Bücher. Diesmal war es *In einer Person* von John Irving, ein Geschenk meines Vaters, dem Witzbold. Ich besaß zehn Romane und einen Gedichtband, der so dick war wie zwei Romane.

„Wie kannst du *nur* zehn Bücher besitzen?“, hatte Flo völlig entgeistert gefragt, als er zum ersten Mal vor meinem Bücherregal stand. Ich zuckte nur die Schultern.

„Mehr brauche ich nicht. Ich habe mehr gelesen, aber diese elf sind die besten, also will ich nur sie besitzen.“

Daraufhin hatte Flo sich nachdenklich an der Stirn gekratzt.

„Ich mag deine Art zu denken. Aber trotzdem. Zehn?“

Dann küsste er mich und als ich am nächsten Morgen neben ihm aufwachte, las er *Wir haben schon immer im Schloss gelebt*, hochkonzentriert, mit leicht zusammengekniffenen Brauen, da er eigentlich eine Brille trug.

Ich schnippte gegen den Buchrücken von *In einer Person* – hellgrau, entblößt durch Flos zwanghafte Angewohnheit, Schutzumschläge zu entfernen. Flo

ignorierte mich und ich schnippte ein weiteres Mal. Er ließ das Buch sinken und sah mich mit einem Blick an der sagte: *Ernsthaft?* Ich schnippte gegen seine Wange und er biss mir in den Finger.

Flo und ich.

Seit Flos Weggang fühlt sich mein Leben nur noch wie eine nie endende, sich ewig wiederholende Aneinanderreihung von banalen Tätigkeiten an. Um aus der Monotonie auszubrechen, gebe ich das Geld, das ich für seinen Geburtstag gespart habe, für drei neue Romane aus, die ich sorgfältig alphabetisiert auf das nun volle Regalbrett stelle. Ich lege den Kopf schief und gehe ein paar Schritte zurück, betrachte das neue Gesamtbild und stelle fest, dass ich bei dem Anblick eine leise Zufriedenheit verspüre.

Langsam neigt sich der Winter dem Ende zu und mit dem anbrechenden Frühling hält auch die Stille in unseren Zwei-Mann-Haushalt ein Einzug, die Mamas nahender Todestag mit sich bringt. Ich lese die Romane aus und gebe einen davon weg, den ich nicht mochte. Ich meide die Straße, in der Flo wohnte und biege schnell ab, wenn ich in der Ferne seine Oma oder seinen Opa sehe, denn ich weiß nicht, wie ich mit ihnen reden soll. Mamas Todestag jährt sich an einem Mittwoch und Papa entschuldigt mich für die Schule, damit wir den ganzen Tag zusammen verbringen können. Nach unserem Friedhofsbesuch gehen wir in dem kuscheligen italienischen Restaurant zu Mittag essen, indem meine Eltern sich kennenlernten. Papa beobachtet mich über den Rand der laminierten Speisekarte hinweg und lächelt, als ich seinem Blick begegne. Ich erwidere sein Lächeln, unsicher, wohin dieser Austausch führen wird.

„Bitteschön, die Herren.“

Der selbe Kellner, der seit Jahr und Tag hier bedient, stellt unsere Getränke vor uns ab.

„Danke Ihnen. Einen Gruß an die Familie!“, sagt Papa und nimmt einen Schluck von seiner Weinschorle.

Wassertröpfchen rinnen am Äußeren meines Colaglases hinab und ziehen feine

Spuren in das Kondensat.

Ich nehme das Glas auf und lasse die Flüssigkeit herumwirbeln. Die Eiswürfel klirren gegeneinander und die Zitronenscheibe dümpelt träge auf den Colawellen. Papa nimmt mir das Glas ab und zwingt mich, ihm in die Augen zu sehen.

„Jetzt lass das mal. Sprich mit mir.“

„Worüber willst du reden?“, frage ich und für einen Sekundenbruchteil blitzt etwas wie Verärgerung in seinem Gesicht auf.

„Vielleicht willst *du* ja über etwas reden. Nein?“

„Fang du lieber an.“, sage ich.

Seufzend lehnt er sich auf seinem Stuhl zurück.

„Ich finde, du solltest anfangen, dir ein paar Gedanken über die Zeit nach der Schule zu machen.“, sagt er. „Das ist gar nicht mehr so lange hin. Hast du schon eine ungefähre Idee? Du wolltest doch mal irgendwas mit Literatur machen, oder?“ Ich denke an die Bücher auf dem Regalbrett und stelle mir vor, wie immer mehr hinzukommen

„Das ist schon eine ganze Weile her. Jetzt finde ich das nicht mehr so gut.“

„Du weißt, dass ich dich nicht zu einem Studium bewegen werde, oder? Du kannst machen, was immer du möchtest. Meine einzige Bedingung ist, dass es dich glücklich macht.“

„Ich weiß noch nicht so genau, Papa. Ich habe einfach noch nicht das richtige gefunden.“

„Dabei bist du so gut in der Schule.“, sagt er kopfschüttelnd.

Das Gespräch beginnt, mich zu ermüden. Ich will nach Hause, dabei haben wir noch nicht einmal Essen bestellt.

„Das hat nichts miteinander zu tun, glaube ich.“

„Was findest du denn gerade interessant?“

Die Frage trifft mich völlig aus dem Nichts. Eine volle Minute sitze ich schweigend da und suche nach etwas, das mich begeistert.

„Vor zwei Monaten wollte ich mir häkeln beibringen.“, sage ich. Es ist offensichtlich nicht das, was er hören wollte. Zum Glück unterbricht uns der Kellner, um unsere

Bestellung aufzunehmen.

Als wir gehen, laufe ich auf dem Parkplatz in Flos Oma und will umgehend im Boden versinken.

„Oh.“, sage ich. „Hallo. Lang nicht mehr gesehen.“

Ihre Augen sind Teiche und sie drückt mich so fest an sich, dass ich glaube, meine Lungen müssten zerplatzen.

„Oh, mein Lieber.“, sagt sie. „Jetzt haben wir nur noch uns.“

Wir lagen unter einem sternenklaren Winterhimmel im Schnee und hielten uns an den Händen.

„Warum willst du so unbedingt weg von hier?“, fragte ich und fuhr mit dem Daumen über Flos Handrücken.

„Es ist klein und öde und perspektivlos. Jeder hier ist auf irgendeine Weise verloren.“, sagte Flo. „Ich glaube, für mich gibt es mehr, wo nicht hier ist.“

Ich starrte in die Sterne und es tat weh.

„Aber ich bin hier.“, sagte ich so leise, dass meine Stimme im Schnee untergeht.

„Du könntest mit mir kommen.“, erwiderte Flo. Aber das konnte ich nicht. Zu viele Dinge banden mich an diese Stadt. Menschen, die ich unter der Erde des örtlichen Friedhofs begraben hatte und die Erinnerungen an sie. Mit jedem Verlust ein weiteres Bruchstück Ich, das bewirkte, dass ich nie ganz fortgehen konnte.

„Du musst loslassen.“, sagte Flo und drückte meine Hand.

Ich spürte mein Gesicht heiß werden.

Flo setzte sich auf, als ich seine Hand losließ und aufstand.

„Wohin gehst du?“, fragte er. Seine Augen waren riesig und die Nacht spiegelte sich darin.

„Erzähl du mir nichts über das Gehenlassen.“, sagte ich. Meine Stimme zitterte und meine Hände auch.

„Was ist mit deinen Eltern, Flo? Was ist mit ihnen, hm? Sie sind gegangen, nicht? Aus welchen Gründen auch immer, es interessiert mich nicht. Aber du lässt sie genauso wenig gehen wie ich diejenigen, die ich verloren habe und du jagst ihnen

hinterher. Und ich glaube, wenn du einmal ehrlich zu dir bist, dann wirst du entdecken, dass du nur so schnell wie möglich fort von hier willst um zu verhindern, dass du noch einmal zurückgelassen wirst. Lieber lässt du selbst zurück.“

Meine Worte verdampften vor meinem Mund zu harmlosen Wölkchen. Flo zitterte am ganzen Körper und weinte lautlos. Sein Gesicht war verzerrt wie das einer tragischen Theaterfratze. Ich ging neben ihm in die Knie und schlang meine Arme um ihn, was er zuließ, und sagte ihm immer wieder, dass alles gut werden würde, irgendwann.

Papa schließt den Kofferraum mit einem Knall. Die Dächer des Campus' sind mit Raureif bedeckt und die Bäume leuchten in sämtlichen Schattierungen von Rot und Gelb, durchsetzt von einigen Brauntönen und einem Rest Sommergrün.

Studierende in Mänteln und Schals eilen grüppchenweise an uns vorbei und würdigen uns kaum eines Blickes.

Papa und ich stehen uns gegenüber und wissen nicht, wie wir von hier an weitermachen sollen. Er kratzt sich am Kopf - sein Haar wird mittlerweile nicht mehr nur an den Schläfen dünner.

„Alsdann.“, sagt er und breitet die Arme aus. Ich drücke ihn fest und atme seinen Geruch nach Sicherheit und Zuhause tief ein, damit ich das Gefühl, das er mir vermittelt so lange wie möglich konservieren kann.

„Du wirst mir fehlen.“

„Du mir auch.“

„Ruf doch mal an, wenn dir danach ist.“

„Mach ich.“

„Und lass dich ein bisschen gehen. Vielleicht lernst du ja jemanden kennen.“

„Papa.“

„Ich mein ja nur. Das täte dir gut.“

„Ich glaube, es wird Zeit dieses Gespräch abubrechen. Wieso lernst *du* nicht jemanden kennen, Papa?“

Er winkt ab.

„Ach, ich. Da mach dir mal keinen Kopf drum.“

Wir sehen uns an und ich weiß, dass der endgültige Moment des Abschieds gekommen ist.

„Mama wäre so stolz auf dich.“, sagt Papa.

Als unsere Wege sich trennen, weinen wir beide.

„Hi, kann ich mich zu dir setzen?“

„Klar.“, erwidere ich.

Das Mädchen trägt eine große Brille und ein T-Shirt einer 70er-Jahre Punkband über einem schwarzen Rollkragenpullover. Fast scheint es, als wären verschiedenste Schattierungen von Braun und Gold in ihre Locken gewebt. Sie ist sehr, sehr schön.

Auf meine Nachfrage hin stellt sich heraus, dass sie Cristina heißt und neben Englisch auch Spanisch studiert.

„Und du?“, fragt sie und zieht das U in die Länge, wie man es bei Leuten tut, die man seit Ewigkeiten kennt.

„Ich studiere noch Deutsch.“, sage ich.

Cristina lacht.

„Ich habe Deutsch in der Schule gehasst.“, sagt sie. „Naja, um ehrlich zu sein, ich habe so ziemlich alles an der Schule gehasst. Aber Deutsch fand ich immer so sinnlos.“

„Warum wirst du dann Lehrerin? Selbst Leute, die die Schule nicht gehasst haben, wollen oft nie wieder einen Fuß hineinsetzen.“

„Ich hoffe einfach, dass ich für zukünftige Generationen einen Unterschied machen kann, weißt du. Du verbringst einen so erheblichen Teil deiner Jugend in der Schule...diese Jahre müssen sich nicht anfühlen wie Folter.“

Nach der Vorlesung fängt sie mich ab, bevor ich das Hauptgebäude verlasse.

„Hast du Lust, dich mal auf einen Kaffee zu treffen?“

Die Frage überrascht mich und ich muss unwillkürlich lächeln.

„Gerne.“, sage ich, mit dem Anflug eines Ausrufezeichens in der Stimme.

Als Papa mich über ein Wochenende besuchen kommt, lächelt er die ganze Zeit über. Ich stelle ihm Cristina vor, deren Hand in meiner liegt und wir gehen gemeinsam essen. Die beiden funktionieren wunderbar miteinander und führen die Unterhaltung im Grunde ohne mich.

Nach dem Essen lehnt Papa sich ein Stück auf seinem Stuhl zurück, nippt an seinem Schnaps und betrachtet uns zufrieden.

„Ich bin froh, dass du jemanden gefunden hast.“, sagt er. Da weiß ich, dass der Abend ruiniert ist. „Es war schwer mit anzusehen, wie du unter Flos Weggang gelitten hast. Ich dachte lange, du würdest dich nie davon erholen.“

„Papa.“, sage ich.

Cristina sieht mich neugierig an.

„Wer ist Flo?“

„Nur jemand, in den ich mal verliebt war.“ Ich versuche, dass Gesprächsthema umzulenken, doch wir sind bei Flo gestrandet und selbst auf dem Weg zurück zur Wohnung, nachdem wir Papa verabschiedet haben, lässt Cristina nicht davon ab.

„Wieso hast du mir nie von Flo erzählt?“

„Ich rede nicht so gerne darüber.“

„Nichtmal mit mir?“

„Wieso ausgerechnet mit dir?“

„Sei nicht so. Ich ertrage es schon, über deinen Exfreund zu reden, keine Sorge. Es beschäftigt dich scheinbar immer noch und ich dachte, vielleicht hast du Redebedarf.“

„Hab ich nicht. Aber danke, das ist lieb von dir.“

„Ich glaube, dass du lügst.“, sagt Cristina und drückt meine Hand. „Aber es ist okay. Nimm dir die Zeit, die du brauchst. Lass nur nicht zu, dass es dich zerfrisst.“

„Es ist schon gut, Cris. Das ist Jahre her.“

„Nicht für dich.“, sagt sie sanft. „Für dich ist es, als wäre es gestern gewesen.“

Ich hasse es, dass sie recht hat.

Cris sagt mir im Flur vor meiner neuen Wohnung, dass sie mich nicht mehr liebt. Ich bin unendlich erleichtert, dass nicht ich es sein muss, der den entscheidenden Schritt geht, unserer Beziehung ein Ende zu setzen. Es ist keine böartige Trennung, mein Geschirr bleibt ganz und unsere Herzen weitestgehend auch. Cris und ich haben uns für eine sehr lange Zeit unserer Unijahre geliebt, bis wir es irgendwann einfach nicht mehr taten und es gelingt uns, befreundet zu bleiben. Sie lehrt an einer anderen Schule, in der gleichen Stadt und das ermöglicht es uns, unsere Freundschaft zu erhalten. Ohne sie wäre ich einsam. Manchmal fühlt es sich trotz ihrer so an, als wäre ich es. Ich beginne wieder damit, Flo zu vermissen.

Ich steige aus dem Bus und da bist du. Ein älteres, grauere Du. Aber immer noch du, unverkennbar. Wie aus einer verlorengegläubten Erinnerung gerissen. Wir sind Felsen im Fluss der aussteigenden Leute, stehen nur da und sehen einander an. Ich frage mich: Hast du mich gesucht und gefunden? Ist es ein Zufall, dass wir uns hier begegnen? Ist es allzu offensichtlich, wie sehr ich mich freue, dich hier zu sehen?

Wir umarmen uns sehr lang, ohne ein Wort zu wechseln. Die ganze Zeit über befürchte ich, dass die Welt um uns herum schwimmt und sich alles bloß als ein gar zu schöner Traum entpuppt.

Nichts passiert. Ich glaube, ich bin der glücklichste Mensch der Welt.

Manchmal, wenn du vor mir aufwachst und die ganze Wohnung schon von Kaffeeduft erfüllt ist, als ich mich endlich aus dem Bett quäle, öffnet sich ein Loch in meinem Bauch wenn ich die Hand nach dir ausstrecke und deine Seite des Bettes kalt ist. Dann denke ich, ich hätte dich wieder verloren - schlimmer noch: dann denke ich, die letzten Jahre wären nie passiert, ich hätte dich nie wieder gefunden, ich wäre damals einfach aus dem Bus gestiegen und meiner Wege gegangen und das für den Rest meines Lebens, nur begleitet von der ewig jungen Erinnerung an dich, wie du warst, als wir uns noch kannten, bevor du verschwunden bist, aus meinem Leben getreten als wäre es ein Gemälde, das du

über den Bildrand verlassen kannst. Erst dann höre ich dich über das Rauschen in meinen Ohren in der Küche rumoren und rieche den Kaffee. Ich schließe für einen Moment die Augen und rufe mir die Realität in Erinnerung. Als ich sie wieder öffne, stehst du mit verschränkten Armen in der Tür und lächelst mich an.

„Ich dachte, ich hätte dich verloren.“, sage ich.

Du schüttelst den Kopf.

„Du hast mich nie gehenlassen.“

Platz 3 Anna-Helene Gauck (Altersgruppe 15-19 Jahre)

Das letzte Bild in meinem Kopf ist das einer regennassen Straße, auf der zerborstenes Metall liegt und grell von den Scheinwerfern eines Autos angestrahlt wird. Ich bin dankbar, als ich in wohltuende Dunkelheit hinabgleite.

Ein alter Zettel, den Valentin beim Aufräumen gefunden, für unwichtig befunden und weggeworfen hat: Schulaufgabe im Fach Psychologie von Ida Laaber, Klasse 10d

Allgemein anerkannt sind fünf Phasen der Trauer, die sich häufig nach dem Tod einer geliebten Person, traumatischen Erfahrungen, aber auch Verlusten beobachten lassen. Die Länge der einzelnen Phasen ist individuell, manche können ganz ausgelassen oder übersprungen werden. Meist **leugnet** der Betroffene den Vorfall zunächst, weil er noch nicht bereit ist, die Wahrheit und die damit verbundenen Gefühle zuzulassen. In der zweiten Phase, der **Wut**, treten die Gefühle in den Vordergrund. Der Betroffene ist frustriert und zornig und sucht nach einem Schuldigen. Zwischen oder nach diesen beiden Phasen wird, häufig mit Gott oder dem Universum im Allgemeinen, **verhandelt**, getreu dem Motto: „Ich tue etwas Gutes und bekomme etwas Gutes dafür zurück“. Mit der Erkenntnis, dass Nichts und Niemand die Vergangenheit rückgängig machen kann, tritt eine **Depression** ein. Sie lähmt den Betroffenen regelrecht, raubt ihm seine Kraft, drückt ihn zu Boden und lässt ihn verzweifeln, ihn apathisch, energielos und tieftraurig werden. Der Verlust ist hier wohl am größten und am stärksten spürbar. Diese Phase dauert für gewöhnlich am längsten und ist die eigentliche Trauerphase. Ist diese Zeit jedoch überwunden, ist mit der **Akzeptanz** auch Besserung in Sicht. Der Betroffene lernt, das Leben wieder zu schätzen und den Alltag wieder aufzunehmen. Dieser innere Frieden ermöglicht es, andere eventuell ebenfalls Betroffene zu trösten und ihnen Beistand zu leisten. Auffällig ist die Angabe vieler Befragter, sich während dieses Prozesses oft nicht wie sie selbst gefühlt zu haben, das Empfinden für Zeit und den Bezug zur Normalität verloren

zu haben. Sie beschrieben es als „der Wirklichkeit entrückte Blase des Selbstschutzes, Mauer und Gefängnis zugleich“.

Leugnen

Ich wache erst im Krankenhaus wieder auf. Glaube ich zumindest, denn das hat man mir gesagt, als ich gefragt habe, wo ich bin. Ich blinzle, aber es bleibt stockfinster. Ein Verband ist um meinen Kopf gewickelt, eine Nadel scheint in meinem Arm zu stecken, mein ganzer Körper tut weh und ich muss auf's Klo. Ein Mann – wahrscheinlich ein Arzt oder Pfleger – mit angenehmer Stimme erklärt mir ernst, dass ich einen Autounfall hatte und vor allem eine nicht zu unterschätzende Kopfverletzung davon getragen habe. Sie sind sich extrem unsicher, ob ich jemals wieder etwas sehen werden kann. „Oh je“, lache ich, „dann müssen Sie mir bitte kurz helfen, denn meine Blase funktioniert noch einwandfrei.“ Er seufzt, hilft mir aber kommentarlos. Sein Griff ist fest und seine Hände warm und weich. Er sieht bestimmt gut aus.

Meine Eltern besuchen mich. Meine Mutter weint und mein Vater schimpft. „Papa“, sage ich genervt und drehe meinen Kopf in die Richtung, von der ich glaube, dass er dort steht. „Es ist doch alles glimpflich ausgegangen. Ich hatte Glück. Es hätte viel schlimmer kommen können, okay? Das nächste Mal passe ich besser auf, versprochen!“ Es herrscht kurz Stille und ich denke schon, meine beschwichtigenden und vernünftigen Worte haben ihm den Wind aus den Segeln genommen. „Das nächste Mal?!“ brüllt er jedoch plötzlich völlig unerwartet. Ich zucke zusammen. So kenne ich meinen sonst so ruhigen und beherrschten Vater gar nicht. Was ist denn bloß in ihn gefahren? „Das nächste Mal?!“ wiederholt er noch einmal. „Es wird kein nächstes Mal geben, verdammt, Ida, kapiert du das denn nicht? Du bist blind! Verstehst du nicht? Blind!“ Er atmet schwer. So wütend habe ich ihn zuletzt erlebt, als Valentin, mein großer Bruder, die Schule geschmissen hat. Und das ist Jahre her. „Nur vorübergehend“, sage ich eingeschnappt. Er braucht mich überhaupt nicht so anzuschreien. „So? Glaubst du das, ja?“, fragt er, mit einem Schlag wieder in normaler Lautstärke. „Ja“, sage

ich komplett überzeugt, „natürlich“. Ich kann mir ein Leben ohne Augen nicht einmal vorstellen. Mama schluchzt noch immer verhalten vor sich hin. „Harald, lass es gut sein. Mach ihr doch keine Angst!“, jammert sie. „Aber sie begreift es einfach nicht!“, braust mein Vater auf. „Sie redet die ganze Zeit in eine komplett falsche Richtung und merkt es nicht einmal!“ Oh. Das ist mir tatsächlich nicht aufgefallen. Aber das ist trotzdem kein Grund, so ein großes Fass aufzumachen, wie Papa es gerade tut. Es gibt, weiß Gott, Schlimmeres. Die Umarmung von Mamas bebendem Körper kann ich trotzdem nur verzögert erwidern, weil sie so unerwartet kommt. Sie hält mich ganz fest, und dieses Gefühl ist so herrlich vertraut, dass ich alles andere in den Hintergrund dränge. Alles wird gut, denke ich, und genieße ihre Nähe. Nach einer Weile löst sie sich wieder von mir und drückt mir einen dicken Kuss auf die Haare. Die sind sicher total fettig, fällt mir ein. Eine schwere Hand mit kurzen, kräftigen Fingern landet ebenfalls auf meiner Schulter und drückt sie stark, aber liebevoll. „Wir kommen morgen wieder“, murmelt mein Vater. Er ist noch wütend, aber weniger auf mich. Ich höre ihre Schritte, die sich von mir entfernen. „Ich hab euch lieb!“ rufe ich noch schnell, doch da fällt schon eine Tür ins Schloss und ich bin zum ersten Mal seit ich wieder wach bin, ganz allein. Was soll ich jetzt mit mir machen? Für den Anfang sitze ich eine Weile einfach nur in meinem Bett herum und grübele, welche Möglichkeiten der Beschäftigung ich überhaupt habe. Dann taste ich meine Umgebung ab und habe meinen Spaß daran, die Dinge, die ich erfühle, zu erraten. Ich entdecke links von mir einen kleinen, eckigen Nachttisch. Glatte, weder kühle noch warme Oberfläche, kein Staub. Könnte Spanholz sein. Ich finde einen kleinen Schalter, der zu einer schlichten Nachttischlampe gehört, und klicke eine Weile wie ein Kleinkind damit herum. Als ich fertig bin, weiß ich jedoch nicht, ob die Lampe nun brennt oder nicht. Vor meinen Augen ist alles gleichmäßig schwarz. Shit. Ich taste nach einem Kabel, das ich aus der Steckdose ziehen könnte, damit das Licht ganz sicher aus ist. Aber ich finde keines und stoße stattdessen etwas hinunter, das sich verdächtig nach einem Glas anhört. Ich fluche. Ich hoffe, da war nichts drin. Ich halte mich mit der rechten Hand am Bettrahmen fest und beuge mich vorsichtig hinunter. Ich versuche, mit

links den Boden zu erreichen und bin überrascht, wie stark ich die Entfernung unterschätzt habe. Aber ich bin auch nicht gerade scharf darauf, direkt in eine Scherbe zu langen, deswegen bewege ich mich sehr langsam – und fasse tatsächlich in etwas Nasses. Na toll. Ich rieche an meinen Fingern, doch es scheint nur Wasser zu sein. Dennoch taste ich das Kopfteil des Bettes ab, um einen Rufknopf zu finden und jemanden zu bitten, die Scherben aufzusammeln. Ich brauche ewig, bis ich den Knopf, der anscheinend von irgendwo herunterhängt, zu erreichen. Ich drücke ihn, aber nichts geschieht. Also warte ich ein paar Minuten und sitze ganz still, um bloß nicht noch mehr anzustellen. Endlich höre ich, wie die Türklinke heruntergedrückt wird und eilige Schritte in den Raum treten. Hoffentlich ist es der heiße Pfleger von vorhin. „Ja?“ fragt eine leicht atemlose, und zu meiner Enttäuschung, weibliche Stimme, als ich mich noch immer nicht rühre. „Ähm“, sage ich bedröppelt, und versuche, ihren Standort auszumachen, „ich hab das Glas runtergeworfen, tut mir leid.“ „Oh“, sagt sie nur, geht um das Bett herum und scheint meine Sauerei zu beseitigen. Ich höre, wie die Glassplitter in einem Eimer landen und ein nasser Lappen ausgewrungen wird. Und dann, wie sie das Licht auf dem Tischchen ausschaltet. Ups.

Verhandeln

Ich träume, dass ich wie so oft in unserem Garten liege, zusammen mit Valentin auf der großen Picknickdecke. Er blättert in einem Comic und ich betrachte die Formen, die die Sonne durch die Blätter auf den saftig grünen Rasen wirft. Ich überlege, wie ich die herrlichen Farben der Natur am besten einfangen und auf Papier bringen kann. Ich greife nach der Kamera, um vorerst zu versuchen, diesen friedlichen Moment festzuhalten. Valentin lacht mich aus, als ich mich verrenke, um die interessantesten Perspektiven für meine Fotos zu erwischen.

Dann stehe ich mit einem Mal in meinem lichtdurchfluteten Zimmer, vor mir meine Staffelei und der Holzboden wie so oft mit Zeitungen abgedeckt. Ich knie mich vor einen großen Farbtopf, in dem unzählige bunte Spritzer verteilt sind. Ich greife

nach dem Holzstiel und beginne, alles zu einem wilden Farbstrudel zu verrühren. Ich starre in den wirbelnden Strom, der sich immer schneller und hypnotisierender dreht. Er scheint jede Farbe, die es gibt, kurz anzunehmen und ich warte gespannt auf das Endergebnis. Doch stattdessen wird die Flüssigkeit immer dunkler und mich überkommt ein widerliches, hilfloses Gefühl. Ich spüre, was passiert, bevor ich es wirklich weiß. Schwarz. Ich stürze entsetzt rückwärts. Schwarz. Schwarz ist nicht einmal eine Farbe. Schwarz. Alles schwarz. Für immer.

Ich schrecke hoch und sitze direkt senkrecht im Bett, die Augen weit aufgerissen, hoffe ich einfach nur darauf, irgendetwas zu sehen. Irgendetwas, ein Umriss, Schatten, Bewegungen. Ich versuche hektisch mit zitternden Händen, das Licht einzuschalten und falle dabei aus dem Bett. Der Boden ist glatt und kalt. Ich bleibe einfach liegen, rolle mich zusammen und warte. Ich muss mich beruhigen, gesund werden und dann wird alles wieder gut. Das ist alles nur vorübergehend. Aber ich habe trotzdem Angst. Ich kann die Gefühle, die nun auf mich einströmen nicht mehr wegdrängen. Ich muss wissen, wann ich nicht mehr blind bin. Ich reiße den Verband von meinem Gesicht und irgendwie erwarte ich, ohne dieses Hindernis etwas erkennen zu können. Aber da ist nichts. Alles ist weg, verschwunden. Die ganze Welt, das Licht, die Farben, selbst ich, es ist alles fort. Und es ist unwahrscheinlich, dass ich jemals wieder sehen kann, hat der Arzt gesagt... Oh Gott, Papa hatte Recht. Ich bin ja so dumm gewesen. Was habe ich nur getan? Verzweifelt suche ich in meinem Kopf alles zusammen, was ich über das Thema Sehbehinderung und vor allem Heilung finden kann. Es ist nicht viel. Ich habe immer geglaubt, so etwas würde mich nie betreffen. Und dann, von einer Sekunde auf die andere, tut es das doch und man steht da und muss zusehen, wie man sein ganzes Leben umgekrempelt kriegt.

Wut

Holz zerbricht. Das dünne sind die Pinsel. Da braucht man nicht viel Kraft. Das dicke ist die Staffelei, die zertrete ich. An der Leinwand ziehe und zerre ich, aber

sie will einfach nicht reißen. Also angele ich nach einer Schere, schlage dabei mehrmals daneben, doch dann kriege ich sie zu fassen und steche zu. Unzählige Male. Den Rest zerschneide ich, zerfetzte die Schnipsel und suche mir die nächste Leinwand. Ich erwische meine Farbschachtel, werfe den Deckel zu Boden, stampfe darauf herum und drehe die Box auf den Kopf. Ich höre die kleinen Tuben auf den Papierbergen aufschlagen und versuche, auf jede drauf zu treten. Unter meinem Gewicht kann ich spüren, wie die Farbe samt Deckel herausgequetscht wird und ich stelle mir vor, wie lauter bunte Farbwürmer die Dielen und meine Kleidung einsauen. Doch meine Zerstörungswut ist noch lange nicht befriedigt. Ich springe vor, stoße mich an der Deckenlampe, das reizt mich noch mehr. Ich packe sie. Ziehe einmal kräftig. Kabel geben protestierend nach. Reißen. Ich werfe alles zu Boden. Für mich gibt es kein Licht mehr. Ich habe mein ursprüngliches Ziel aber nicht vergessen. Die Bücher. Sie fliegen hervorragend. Jahrelang habe ich sie wie Schätze behandelt und ertrug es nicht, sie achtlos behandelt zu sehen. Jetzt pfeffere ich sie an die Wände. Schleudere Buntstifte hinterher und hoffe, dass sie die Seiten aufspießen. Ich stütze mich mit dem ganzen Oberkörper auf die leeren Regalbretter, bis sie knirschend aus der Wand reißen und ich mit ihnen auf dem Bett aufkomme. Das Holz ist kantig und tut weh und ich habe Dreck und Staub im Gesicht. Ich schreie und weine. Ich brülle meinen Zorn heraus, ohne Worte zu formen. Der Schmerz, den ich empfinde, kommt nicht von meinen blutenden Handflächen oder der Beule auf meiner Stirn oder den blauen Flecken von den zahllosen Stößen der letzten Woche. Die Wut brennt heiß in meiner Brust weiter, aber leider verschlingen die Flammen weder Trauer noch Angst. Jemand schlägt die Tür auf, rennt in mein Zimmer, ein Zimmer, aus dem ich eigentlich gerade ausziehen wollte, stolpert über das Chaos, zieht die Vorhänge auf und stürzt zu mir. Ich schluchze trotzdem weiter. Mein Bruder packt mich und zieht mich in seine Arme, wiegt mich wie ein kleines Kind hin und her und redet beruhigend auf mich ein. Ich werde ihn nie wieder sehen, und das, obwohl er direkt hier ist. Ich weine und weine und kann nicht mehr aufhören. Ich glaube, meine Eltern kommen auch kurz herein und fragen Valentin, was passiert ist. Doch er schickt sie direkt wieder

raus und bleibt bei mir, bis ich endlich einschlafe.

Depression

Ich sitze auf meinem Bett und Alexa erklärt mir freundlich, dass sie mich leider nicht verstanden hat. Aber das ist nicht schlimm, ich brauche nicht unbedingt traurige Musik, um mich in meinem Elend suhlen zu können. Trotzdem bietet das Gerät mir an, es noch einmal zu versuchen. „Alexa, aus!“, unterbreche ich sie energischer als ich mich fühle. Ein bisschen habe ich ein schlechtes Gewissen, wo sie mir doch immer Gesellschaft leistet. Sie kann schließlich nichts für meinen Zustand, also sollte ich wohl freundlicher zu ihr sein. Allerdings ist sie auch zu endloser Geduld programmiert, ein gefühlloser Roboter, dessen Anwesenheit mich immer darauf stößt, dass ich jetzt anders bin. „Im Alltag eingeschränkt“. Sehbehindert. Gestört. Und nachdem mein Zimmer dementsprechend neu hergerichtet wurde – behindertengerecht – haben mir meine Eltern Amazons Sprachassistenten geschenkt. Aus Mitleid. Damit ich nicht das tue, was ich trotzdem tue, nur eben manchmal mit dramatischer, musikalischer Untermalung: mich gehen lassen. Ich mache nichts anderes mehr, als in meiner Dunkelheit zu hocken und alles andere zu vermeiden. Was sollte ich auch sonst machen? Ich habe keine Kontrolle mehr, nicht einmal mehr die Illusion von Kontrolle. Ich habe nichts mehr, an dem ich mich festklammern kann, weil ich wie in einen großen, tiefen Schacht gefallen, nun auf dem finsternen Abgrund sitze und die Wände zu hoch und zu glatt sind, um jemals wieder nach oben zu gelangen. Ganz davon zu schweigen, dass Licht soweit vordringen könnte. Was also soll mir Hoffnung geben und was Sinn, wenn man mich zwar nicht dem Leben, aber mir die Welt entrissen hat? *Das Licht, das sich morgens in meinen Wimpern verfängt, wenn ich erst halb wach bin. Der Staub, der in den Strahlen tanzt. Die leuchtende Natur.* Lange Zeit hat mich der Schmerz über diesen Verlust, diesen Tod von einem Teil meiner selbst, so gelähmt, dass ich oft kaum noch Luft gekriegt habe. Ich konnte nur weinen. All die traurigen und ängstlichen Gefühle haben mich fast erdrückt und mir jeden Tag zur Qual gemacht. Nur nachts ist es fast noch schlimmer, denn in

meinen Träumen kann ich all das sehen, was ich für immer verloren habe. Zum Greifen nah und doch unfassbar. *Der endlose Himmel und Wolken wie Pinselstriche. Regentropfen, die sich ein Wettrennen auf Windschutzscheiben liefern.* Jeden Morgen wache ich auf und bin im ersten Moment völlig panisch, wenn es dunkel bleibt. *Das Strahlen in den Augen, wenn man jemandem eine Freude macht oder bloß ein verlegenes Lächeln.* Die Kunst, die es mir erlaubt hatte, das Empfinden meiner tiefsten Seele auszudrücken und so Emotionen zu verarbeiten, bleibt mir verwehrt. *Die Struktur von Papier und Bleistiftstrichen darauf, wenn man ganz nah herangeht. Es sind die kleinen Dinge, die am meisten fehlen. Alles ist fort.* „Alexa? Was ist Schwarz, wenn es keine Farbe ist?“

„Ich habe folgendes im Netz gefunden: *Alle Farben außer Schwarz sind Reflektionen sichtbaren Lichts. Schwarz ist die Abwesenheit von Licht. Im Gegensatz zu Weiß und den anderen Farben kann reines Schwarz in der Natur ohne jegliches Licht existieren.* Möchtest du mehr erfahren?“

„Nein“. Ich habe genug gehört.

Schwarz ist die Abwesenheit von Licht .

Platz 4 Mia Deinert (Altersgruppe 12-14 Jahre)

Titel: Verschwunden.

2071

Die Erde unter meinem Körper fühlt sich hart und kalt, aber trotzdem irgendwie gemütlich an. Auch wenn meine Augen geschlossen sind, weiß ich genau, was ich sehen würde, würde ich sie öffnen. Ich würde den Baum sehen. Wenn ich mich leicht nach rechts drehen würde, würde ich meine Mutter sehen, die genauso daliegt wie ich. Würde ich mich nach links drehen, würde ich die Hochhäuser sehen, die den Park einrahmen, in dem ich liege. Ein Blatt segelt auf mein Gesicht, aber ich lasse es liegen. Ich will den Moment der Ruhe nicht stören. Auch meine Mutter ist ganz ruhig. Zu ruhig. Ich setze mich ruckartig auf, schaue, ob sie noch am Leben ist. Sie lebt. Natürlich. Ich atme tief durch. Diese ständige Angst, sie könne sterben, macht mich kaputt. Ich weiß, dass sie diese Angst auch hat. Meine Panik hat sie angesteckt, inzwischen sitzt sie auch neben mir. Sie atmet zu schnell. Eine Panikattacke. Ich versuche ruhig zu bleiben, nehme ihre Hände. Ihre Fingernägel schneiden in meine Haut. Es dauert, bis die Attacke vorbei ist. Ich nehme sie in den Arm. Mit zitternder Stimme sagt sie, dass sie nach Hause will. Ich bin hilflos. Es bringt nichts, sie in das Heim zu bringen, in dem wir wohnen. Sie will nach Deutschland. Ich auch. In diesem Moment will ich einfach nur aufstehen und loslaufen. So lange, bis ich wieder in Hamburg stehe, vor unserer alten Wohnung. Aber es gibt einen kleinen Haken an der Sache. Unsere Wohnung in Hamburg existiert nicht mehr. Genauer genommen existiert die ganze kleine Nebenstraße nicht mehr, in der unser Haus stand. Nur noch in meinen Erinnerungen. Aber in meinen Erinnerungen gibt es so viel, was nicht mehr ist. Dieser Gedanke macht mich traurig, zu traurig. Ich stehe auf, nehme die Hand meiner Mutter und ziehe sie mit mir den Berg herunter, an dem unser neuer Lieblingsbaum steht.

2068

Mein Bruder nimmt mich an der Hand, als er das Militär sieht, das an der Straße, in der wir wohnen, aufgereiht steht. Auch wenn er versucht, seine Angst zu überspielen, merke ich an seiner schwitzigen, nervös zitternden Hand, dass auch er von den grimmig dreinblickenden Soldaten eingeschüchtert wird. Wir beide atmen durch, als wir endlich in dem kleinen Antiquitätenladen, den unsere Mutter führt, stehen. „Guten Tag!“ ruft meine Mutter aus dem kleinen Hinterzimmer. Sie erwartet Kunden. Ich kann die Freude in ihrer Stimme hören, meine sie sogar in ihren Schritten zu hören, als sie in den Ladenraum geht. Für eine kleine Sekunde meine ich Enttäuschung zu sehen, als sie nur Samu und mich entdeckt. Beziehungsweise, Samus Rücken. Der hat sich schon umgedreht und will gerade ins Treppenhaus gehen. Er nuschelt noch ein „Hallo Mama“, dann fällt die Tür zu. Ich kann ihn verstehen. Mama ist angespannt und das bekommen wir manchmal ganz schön zu spüren. Ich bleibe trotzdem da und werfe mich in ihre Arme. Ihre Strickjacke riecht nach ihr und kratzt an meiner Wange. Am liebsten würde ich ewig so dastehen, aber Mama küsst mich auf den Scheitel und lässt mich dann los. „Wie wars heute in der Schule, Jonna?“ fragt sie mich. „Gut. Aber die Soldaten sind gruselig“. „Ich weiß. Aber sie sorgen für unsere Sicherheit“. Das weiß ich auch. Aber sie jagen mir trotzdem Angst ein.

2074

Wir sind zurück im Heim. Es ist laut. Selbst die schrille Farbe an den Wänden scheint laut zu sein. Alles hier schreit geradezu „Hol mich hier raus!“. Ein kleines Kind rennt an mir vorbei. Sein Mund lacht, doch seine Augen sind abgestumpft. Ich kenne ihn sehr gut, er heißt Eslem. Eslem hat schon zu viel gesehen für seine 7 Jahre. Seit einem Jahr ist er schon in Russland. Alleine. Er hätte schon längst adoptiert werden müssen, aber das gestaltet sich schwierig. Eslem ist schon in Tschechien registriert. Immer wenn ich ihn sehe, bin ich froh, dass Mama und ich dieses Problem nicht haben. Wir sind direkt nach Russland gekommen, ohne

einmal erwischt zu werden. Ich bin dermaßen in meinen Gedanken versunken, dass ich Konstantin nicht bemerke, der mich unglaublich besorgt anschaut. „Jonna, alles okay?“ fragt er mich in gebrochenem Englisch mit einem starken russischen Akzent. „Ja, ja ich denke schon. Soweit es eben okay sein kann hier.“ Ich spreche leise, viel zu leise, um mich hier zu verstehen. Aber Konstantin ist das gewohnt. Ich glaube, er kann Lippenlesen. Oder Gedanken. Er scheint immer genau zu verstehen, was man meint, auch wenn es die Sprachbarriere und die Lautstärke praktisch unmöglich macht. Schweigend nimmt er mich in den Arm. Nach gefühlten Stunden, die ich in der Sicherheit seiner Arme verbracht habe, wird die Umarmung jäh von Eslem unterbrochen. „Konsti, du bist da!“ quietscht er auf Deutsch. Eslems Englisch ist noch nicht so gut, auch wenn er jeden Tag Fortschritte macht. Dann entdeckt er auch mich. „Jonna! Wo ist Liara?“. Liara ist meine Mutter, die gerade weinend im Bett liegt. Dessen bin ich mir ziemlich sicher. Sie versucht meistens die Tränen zu überspielen, so wie Samu es auch immer versucht hat. Bis zum Schluss hat er nur ein oder zweimal vor mir geweint. „Jonnaa, sag endlich wo Liara ist.“ meckert Eslem. „Tut mir leid, sie kann nicht“. Es tut mir wirklich und wahrhaftig leid für Eslem. Mama ist für ihn eine wichtige Beziehungsperson geworden. Aber ich kann ihn jetzt nicht zu Mama schicken.

2068

Mein Vater schaut besorgt von seinem Handy auf. „In Berlin ist eine Bombe gefallen“. Es ist kurz still, dann reden alle durcheinander. Ganz Deutschland hat eigentlich gehofft, dass die Anspannungen wieder nachlassen. Aber niemand bekommt rechte Terrorgruppen so leicht in den Griff. Und jetzt haben sie Berlin bombardiert. „Es ist damit zu rechnen, dass sich jetzt viele andere Länder einschalten. Deutschland braucht Hilfe“. Das kam von Papa. Ich habe Angst, noch viel mehr Angst als ich vor den Soldaten habe. „Sie wollen wieder Bombenwarnungen einführen. Sirenen.“ Sagt Mama. Sie sieht müde aus. Müde und angsterfüllt. Samu sagt nichts mehr. Er sitzt bleich auf der Couch. Klar, Samu und ich haben die ganze Zeit versucht den drohenden Krieg zu ignorieren. Und

jetzt ist das schlichtweg nicht mehr möglich. Ich drehe mich um und gehe in mein Zimmer. Ich habe so große Angst. So unglaublich große Angst.

Es klopft. Normalerweise klopft niemand. Alle gehen einfach so in mein Zimmer, wenn sie etwas brauchen. Aber heute klopft es. Ich antworte nicht. Gerade will ich einfach nur in Ruhe gelassen werden. Trotzdem kommt jemand herein. Ich grummele. So bringt Klopfen auch nichts. Mama kommt in mein Zimmer. Sie setzt sich auf die Bettkante und fängt an, über mein Haar zu streichen. „Mach dir keine Sorgen Schatz. Es wird alles wieder gut.“ flüstert sie. Aber ich bin nicht blöd. Nichts wird wieder gut. Gar nichts. Ich habe die Panik in Papas Augen gesehen. Also ziehe ich die Decke über den Kopf und schiebe Mama aus meinem Bett. Sie steht auf und geht. Gerade als sie die Tür zugemacht hat, spricht Papa sie wieder an. „Liara, ich glaube, es ist schlau zu flüchten“. Seine Stimme klingt gequält. Mama wird ganz schrill. „Nein, das können wir Samu und Jonna nicht antun.“ „Das Risiko hier zu bleiben ist zu hoch, Liara!“ höre ich meinen Vater noch murmeln, dann entfernen sich die beiden zu weit von meinem Zimmer, um sie noch hören zu können.

2074

Unser Zimmer verschluckt mich praktisch, als ich eintrete. Es ist stickig und dunkel hier. Wenn Mama alleine ist, kann sie gerne so leben, aber ich halte das nicht aus. Vorsichtig tapse ich zum Fenster, mache die Jalousien hoch und öffne es. Mama fährt aus ihrem Bett hoch und schaut mich wütend an. „Ich habe geschlafen, Jonna!“ zischt sie, aber wir beide wissen, dass sie nur an die Decke gestarrt hat. Und an Samu und Papa gedacht. Ich kann ihren Anblick nicht mehr ertragen und drehe mich zum Fenster. Sie sieht furchtbar aus, nicht wie Mitte vierzig. Ihre Haare sind dünn und grau geworden und ihre Haut faltig. Die frühere Mama, die lebendige, fröhliche und immer freundliche Mama, ist verschwunden. Aber ich will mir nichts vormachen. Mein früheres Ich ist auch verschwunden. Und Samu und Papa sowieso. Wie es ihnen wohl geht? Als ich mich wieder zu Mama umdrehe, hat sie die Decke über den Kopf gezogen und weint. Genau wie ich damals, als

ich von der ersten Bombe erfahren habe. Irgendwann kann ich die gedrückte Stimmung nicht mehr ertragen und verlasse das Zimmer.

Auch wenn man den Lärm durch die dünnen Wände unseres Zimmers hört, ist die Lautstärke auf den Fluren immer wieder erschlagend. Kurz überlege ich mir, wieder zurück zu Mama zu gehen, dann entscheide ich mich doch dagegen. Kaum bin ich zwei Schritte in den Flur getreten, laufe ich schon in Pawel rein. Er ist ganz blass. Pawel ist der Heimleiter. Eigentlich kommt er nie aus dem kleinen Kabuff heraus, das ein Büro sein soll. Als er mich erkennt, hält er mich am Arm fest und zieht mich mit nach draußen. Wir gehen ein paar Schritte vom Heim weg, dann beugt Pawel sich zu mir. Seine Stimme zittert. „Sie haben eine Leiche gefunden. Es könnte dein Vater sein“. Alles in mir sackt zusammen. Pawel hält mich fest. „Jonna, du musst jetzt stark sein, okay? Deine Mutter kann das nicht. Du musst das schaffen. Und erzähle Liara nichts, bis du ihn identifiziert hast“. Oder auch nicht. Es muss ja nicht mein Vater sein. Kann es gar nicht. Ich weiß, dass er noch lebt. „Wo haben sie ihn gefunden?“. Das quetsche ich nur mit größter Mühe heraus. „In der Berezina“.

Platz 5 Anna-Lena Eißler (Altersgruppe 15-19 Jahre)

Titel: Keine Zeit zu warten

Die Uhr tickt. Tickt immer lauter, aufdringlicher. Tick-tack-tick-taCK-tlICK-TACK.
Lautsprecher knacken. Die Bank ist kalt, meine Hände spüre ich nicht mehr, von den Beinen ganz zu schweigen.

Tick-tack-Trauma. Die Menschenmassen um mich herum. Kommen und gehen, sie werfen einen Blick nach oben zu den Anzeigetafeln, kein Blick nach links, keiner nach rechts. Zug hat 10 Minuten Verspätung. Freude, dass es nur 10 Minuten sind. Typisch Deutsche Bahn.

Drängen und Schieben, verursacht durch die wenigen Schlurfenden. Ungeduldiges Schnauben, Ärmel werden zurückgeschoben, silberne Ziffernblätter blitzen im Scheinwerferlicht auf.

Keine Zeit zu warten.

Rufe, Pfiffe. Wut, ächtend. Fehlerhaft, impulsiv. Nichts Ungewöhnliches an einem Bahnhof, auf der Straße, selbst in Schulgebäuden. Menschen, die laut werden, wenn sie leise werden sollten. Denen ihre Meinung wichtiger ist als Wissen, Erfahrung.

Keine Zeit, zu lernen.

Ein Zug kommt, ein anderer fährt ab. Koffer klappern über den Asphalt, eilig vorangezogen und dann abrupt anhaltend, weil das Ziel der eben abgefahrene ICE war.

Ich sitze, die Beine übereinandergeschlagen. Beobachte die Herren, die für ihren Koffer das Gedränge teilen, eine Schneise hineinschlagen, damit ihr treuer Gefährte nicht stehenbleiben muss.

Ihre Augen ein Sog, begierig, alles zu erfassen. Mich auf der Bank. Die grellen Leuchtreklamen über den Läden. Den Entstehungsort der Pfiffe und Rufe auf etwa 10 Uhr hinter mir.

Dann weiter, schnell, Koffer drängt Herr, schiebt ihn weiter.

Keine Zeit zu sehen.

Warten. Ich warte. Vor einer Stunde bin ich mit dem Zug gekommen.

Ich warte. Auf meinen Namen. Einen Ruf. Dass ich aufstehe, ihn winken sehe. Er wird unter einer Leuchtreklame stehen, seinen Schal um den Hals gewickelt.

Papa vergisst mich nicht.

Aber wenn ich mich umwende, sehe ich im Schaufenster mein Spiegelbild.

Zusammengesunken, als wäre es in eine Scherbe getreten und die Energie aus dem entstandenen Riss hinausgeströmt.

Es sieht aus wie ich mich fühle.

Keine Zeit, auszuruhen.

Wir sehen uns an. Ich und dieser Person im Schaufenster. Ein Zug fährt ein, an ihr vorbei.

Dann wenden wir uns ab. Jeder schaut in seine Richtung, sie ins Ladeninnere und ich auf die Gleise.

Schottertrassen. Schottertrassensteine

Grau, alle gleichgroß, faustgroß. So groß wie meine Faust, nicht wie Papas Faust. Seine ist größer.

Eine Faust, die mich beschützt hat. Weniger in Aktion, sondern als ein Anker, eine Absicherung. Wenn alle Stricke reißen und die Sicherheitskarabiner nicht korrekt angebracht waren, dann ist da immer noch diese Faust.

Es wird später, der Atem eine Dunstwolke. Weniger Koffer mit ihren Herren.

Deutlichere Stimmen. Zug fährt ein, Zug fährt aus. Anzeigetafeln leuchten.

Zug hat fünf Minuten Verspätung. Zug hat zehn Minuten Verspätung. Zug hat 15 Minuten Verspätung, 30 Minuten. Zug fällt aus. *Für weitere Informationen an Mitarbeiter wenden.*

Bildschirmsschimmer erleuchtet Gesichter von unten, Finger huschen über Tastaturen. Einheitliches Tap-tap-tap. Nachrichten werden gesendet, Anrufe getätigt.

Kann nicht kommen, scheiß Zug.

So ein Saftladen hier.

Vermisse dich auch.

Mein Handy. Ich rutsche zur Seite, um besser an die Jackentasche zu kommen. Smartphone ist im Stromsparmodus. Die Kälte raubt ihm genau so viel Energie wie mir das Warten.

Keine neuen Nachrichten. Doch, eine SMS: Sie haben 80% Ihres monatlich verfügbaren Datenvolumens aufgebraucht. Handy zurück in die Tasche.

Die Hände aneinander reiben. Wie die Leute auf dem Bahnsteig. Wer einen Koffer dabei hat, hat die Ärmel über die Hand gezogen, mit der er den Koffer festhält. Die andere ist in der Jackentasche oder hält das Smartphone.

Einige von ihnen nehmen Platz auf einer der schrecklich kalten Metallbänke- wie ich.

Andere gehen.

Bald sind nur noch einzelne da.

Wir, die keine Zeit haben, zu gehen.

Zu wichtig ist, auf was wir warten. Einige von uns nur auf einen anderen Zug oder ein Taxi.

Alle von uns auf eine Möglichkeit, diesen Ort zu verlassen.

Weg von dem Ticken, von dem Tacken, das in der aufkommenden Stille an Macht gewinnt. Alle lauschen der Uhr, beobachten ehrfürchtig, wie sie ihre Zeiger weiter und weiter im Kreise schwingt. Runde um Runde ums Ziffernblatt.

Papa kommt später. Papa hat mich nicht vergessen.

Papa?

Ich hätte etwas Wärmeres anziehen sollen. Diese Jacke ist dafür gedacht, zu zeigen, dass man sie besitzt und nicht, um vor Kälte zu schützen. Sie ist ausreichend, wenn man sich von Ort zu Ort bewegt, aber nicht, wenn man auf einer Metallbank sitzt.

Nachtschwärmer auf dem Bahnhof. Dazu ernannte Nachtschwärmer.

Ein Bahnhof ist kein Ort, an dem man gerne die dunklen Nachtstunden verbringt.

Es ist mehr ein Zustand als ein Ort, man geht, man kommt, man setzt sich um

einen Kaffee zu trinken, aber man bleibt nicht.

Keine Zeit zu bleiben.

Freunde, Familie, die auf eine Ankunft warten. Arbeit, die erledigt werden muss. Die wenigsten von diesen Leuten werden je die Bahnhofsuhr, geschweige denn ihr gebieterisches Ticken bemerkt haben. Beinahe spöttisch.

Ihr Zeitlosen, seid ihr nun doch zum Warten gezwungen?

Ja, sind wir.

Und jedes Mal, wenn ich mich umdrehe, ist das Spiegelbild ein wenig unschärfer. Bald nur noch Umrisse unter einem Deckenscheinwerfer. Der Müdigkeitsschleier über meinen Augen.

Keine Zeit, um einzuschlafen.

Warten. Ich muss warten. Papa kommt und holt mich ab. Er kommt nur ein bisschen später. Er steht im Stau, an einer Ampel. Die Abstände zwischen den Grünphasen sind unnatürlich lang.

Und nach der Ampel kommt noch eine Ampel. Dann Reißverschlussverkehr.

Selbst wenn er schon vor dem Bahnhof ist, muss er erstmal einen Parkplatz finden. Die sind sicher alle besetzt. Von... den Leuten, die die anderen Nachtschwärmer abholen.

Ein Parkplatz wird er erst in einiger Entfernung finden. Und dann wird er hierher laufen, schnell laufen, so schnell ihn seine Beine tragen.

Mit jedem Tick, mit jedem Tack kommt er näher. Ein Zug fährt durch den Bahnhof durch, rattert über die Gleise. Ein Rattern, ein Rhythmus. Nä-her, nä-her, nä-her. Passend zu Tick-Tack-Tick-Tack.

Ein Bahnhofsorchester und ich selbst bin Dirigent. Lasse Einsätze zu oder versuche sie zu verdrängen. Die rotierenden Zeiger verlieren an Bedeutung. Zeit verschwindet. Auf etwas konzentrieren, etwas zählen. Spontan bieten sich meine Finger an. Die habe ich schon des Öfteren heute gezählt und siehe da, auch jetzt sind es zehn.

Mit jeder weiteren Minute klappe ich einen hinunter, bis meine Hände zu Fäusten geballt sind.

Keine Zeit zu frieren.

Keine Zeit zu warten. Keine Nachricht und das Handy ist eines grausamen, stromlosen Todes gestorben.

Aber wohin, wenn keine Zeit zum Warten ist?

Ein Bahnhof ist doch ein Ort, ein wenig eine Insel im Ozean. Der einzige Ort, an dem ich nicht alleine bin. An dem es eine Metallbank für mich gibt. Ein Orchester, das mir ein Schlaflied spielt und ein Spiegelbild, das ein Auge auf mich hat.

Stress verschwindet.

Ich habe Zeit zum Warten.

Platz 5 Eva Viktoria Pätz (Altersgruppe 12-14 Jahre)

Titel: Tack, tack, tack

Fünf Stunden verspätete Abgabe. Videokonferenz 7:30. Abgabe 22:00. Deine Aufgabe fehlt noch, Luisa. Und der Zeiger der Uhr dreht sich, die Gedanken kreisen mit ihm. Hatte nicht eben noch mein Wecker geklingelt, war nicht eben noch Vormittag gewesen, hatte ich nicht eben noch den ganzen langen Tag vor mir gehabt? Was hatte ich eigentlich gemacht? Zeit verliert sich im Nirgendwo, huscht vorbei ganz unbemerkt und der Mond steht in den Wolken. *The Hate U Give!!!! Musst du lesen!!!!*, schreibt Johanna. *Was denkst du über meine neue Zeichnung? Nase etwas überdimensional geworden, i know, haha*, kommt von Maxime und ich frage mich, wann die das eigentlich gemacht haben, warum die so viel Zeit dazu haben, sich selbst zu verwirklichen. Mein Bücherstapel steht in meinem Rücken, eine beinahe vorwurfsvolle Silhouette. Ich kann mich sehen, wie ich mich dorthin bewege und den nächsten Fantasie-Befeurer auswähle. Ich kann mich sehen, es juckt mich in den Fingern, doch der Cursor blinkt erwartungsvoll und das zerwühlte Bett ruft, Schlaf muss sein, Konferenz in nur sechs Stunden. Also sinke ich hinein, starre an die Zimmerdecke und frage mich, was ich heute eigentlich gemacht habe. Wo war die ganze Zeit nur hinverschwunden? Ich sinke in den Schlaf mit einem flauen Gefühl im Magen, Erschöpfung im Kopf und Unzufriedenheit.

War schon laufen, heißt die erste Nachricht des nächsten Tages, einer wie der davor und der danach. Ich reibe mir die Augen, schlürfe meinen Kaffee. Zum Anziehen bleibt wohl keine Zeit, der Link ist schon verfügbar. Mit einem Klick bin ich dabei, sehe lebhaft vertraute Gesichter, die mich verpixelt zutexten. Mein Bild bleibt schwarz, mein Kopf bleibt leer, meine Beine bleiben schwer vom ganzen Sitzen. Die Sportschuhe stehen inzwischen wohl im Keller. Ich sehe, wie ich sie immer gebunden habe, in dieser anderen Welt.

Mein silbergrauer Stubentiger streicht vorbei, landet sachte auf dem Fensterbrett und leitet meinen Blick hinaus, für einen Moment nur weg vom Bildschirm. Ich blicke in den babyblauen Himmel, denke an Babys, die machen was sie brauchen, schaue den Vögeln beim Fliegen zu und träume ihnen nach. Es ist, als könnte ich dort unten im Garten ein Mädchen sehen, die Sonne wirft durch das Laub der Bäume tanzende Lichtkreise auf ihr Gesicht und sie sitzt dort und liest oder reckt sich dort und pflückt die süßen Kirschen. Ein Signalton reißt mich aus meinen Gedanken. *Arbeitsauftrag 27 in 1 Stunde fällig*. Die Uhren ticken, die Zeiger rennen, die Abgabe wird überfällig. Häkchen hinter einen Task, abgehakt den nächsten, dazwischen nur ein schnelles Brot. Mit den Fingern fahre ich über Ausstechformen, sie liegen dort in dieser Schachtel und es ist, als sähe ich in ein anderes Leben eines Mädchens, das einmal backte. *Neue Staffel veröffentlicht*, lese ich auf Instagram und klicke auf den Link. Der Netflixsound ertönt, alt bekannt gaukelt er Entspannung vor. Eine Folge später ist der Aufsatz fällig, wie hasse ich mich gerade, diese Zeit verschwendet zu haben. *Bitte entschuldigen Sie die Verspätung*, tippe ich und denke an das Mädchen mit der Limoflasche, deren Popcorn Kinositze schmückte, die lauthals lachte und vergnügt aus einem Film raustrat. *Sehr schön* heißt eine Rückmeldung und ein Glücksgefühl schießt hoch. Mir wird erst gerade klar, wie sehr ich das gebraucht habe. Das Uhrwerk tickt und das Gefühl verschwindet. Das Bettzeug ruft und leichte Daunen gleiten über mich. Wie kahl doch die Zimmerdecke ist. Ganz anders als der Schreibtischbereich. Papiere, Zettel, Arbeitsblätter. Stifte, Kabel, Kopfhörer. Ein Mädchen inmitten eines kreativen Chaos schleicht sich in meine Gedanken. Wildes Farbgeklecksel, Pinsel, Wasserbecher und irgendwo auch eine Leinwand. Der Schlaf kommt und erlöst mich von der Wehmut.

Der Wecker klingelt, ich drücke auf die Schlummertaste, er klingelt und vorm Fenster geht die Sonne auf. Mein Kopf ist schwer, der Kaffee erst zu heiß und dann zu kalt und ich mache mir nicht mehr die Mühe, das Mädchen zu sehen, dass mit Freunden Eiskaffee schlürft.

Wo bist du???, lese ich auf meinem Sperrbildschirm. *Konferenz?! und Hast du*

verschlafen? XD. Wie gut, dass ich sie habe. Es lädt, der Computer fährt hoch und ich trommle mit den Fingern auf den Ordner. Die Konferenz hat angefangen und das WLAN spinnt. Als das Fenster dann doch aufpoppt, habe ich nichts verpasst, Effektivität lässt zu wünschen übrig, die Minuten schleichen, aber ich bin doch dabei, nicke freundlich in die Kamera und kommentiere auch im Chat. Ganz plötzlich kommt ein Flashback über mich von einem Mädchen mit schwitzigen Fingern, die ein Plakat vorstellen soll. Wie kann man so etwas nur vermissen? Und das reißt mich raus aus meiner gedanklichen Tatenlosigkeit. Ganz kurz rasen die Wochen vor meinem inneren Auge vorbei, tagein, tagaus, erledigt und doch kein sichtbarer Fortschritt. Immer nur reiht sich Erschöpfung an Unzufriedenheit, auf die gewisse Lethargie dann folgt. Und ja, ich sehne mich nach etwas anderem, nach dieser farbenfrohen Welt, nach diesen Möglichkeiten, Chancen, nach vielfältigem Zeitvertreib. Und auch nach diesem Mädchen, diesem Alter Ego, das so viel Freunde an so Vielem hatte. Nur ist sie irgendwie verschwunden, verloren auf dem eintönigen Weg.

Platz 7 Jasna Dornblüth (Altersgruppe 12-14 Jahre)

Als mich der schrille Ton meines Weckers aus dem Schlaf reist, ist es mir fast unmöglich, meine Augen zu öffnen. Als würden sie magnetisch von meinen Wangen angezogen werden. Meine Hand tastet nach meinem Handy. Ich spüre den kalten Rand und strecke mich noch ein kleines Stück. Endlich bekomme ich mein iPhone zu fassen. Als ich es hochhebe, habe ich das Gefühl es wiegt eine Tonne und der Bildschirm ist viel zu hell für meine verquollenen Augen. Ich schalte das Klingeln aus. Das Leuchten erlischt. Doch jetzt fliegt die Tür auf und mein kleiner Bruder stürmt ins Zimmer. Die gelbliche Beleuchtung aus dem Flur flutet mein Zimmer. *Ich hasse verdammt nochmal früh aufzustehen.*

„Mama sagt du sollst kommen, Marie“, kräht er und verlässt mein Zimmer wieder. Die Tür lässt er offen. *Natürlich.*

Widerwillig strecke ich einen Fuß unter meiner Decke hervor. *Urrghh. Aus dem Bett zu kommen, ist eine der schlimmsten Sachen im Alltag.* Ich schaffe es gerade so auch mein anderes Bein in die Kälte zu bringen, die außerhalb meines Bettes herrscht. Vielleicht sollte ich das Fenster nachts nicht immer auflassen. Ich stehe auf und tapse auf meinen Kleiderschrank zu. Jede Zelle meines Körpers verlangt nach noch einer Dosis Schlaf. Während ich die erstbesten Klamotten aus den Regalen ziehe, versucht sich mein Gehirn auf die anstehende Arbeit vorzubereiten, die wir in Mathe schreiben würden. Doch obwohl ich die halbe Nacht gelernt hatte, scheint nichts hängen geblieben zu sein. Gedankenverloren öffne ich die Schublade, in der meine Socken sind. *Oder besser, sein sollten.* Das Fach ist leer. Nicht eine einzige Socke ist darin. *Sind die etwa alle in der Wäsche?* Das kann nicht sein. Ich bin mir sehr sicher, dass meine Mutter erst vor einem Tag alles gewaschen hat. Verwirrt blicke ich mich um. Es ist nicht so, als würde ich erwarten, dass etwas ungewöhnliches in meinem Zimmer ist. Ich tue es einfach so, ohne darüber nachzudenken. Alles ist normal. Das Bett. Der Schreibtisch. Das Regal neben der Tür. Doch dann fällt mir etwas auf. Eine einzelne rote Socke lugt

unter meinem Bett hervor. *Merkwürdig. Habe ich die am Abend zuvor übersehen, als ich mein Zimmer aufgeräumt hatte?* Mit drei Schritten durchquere ich mein Zimmer und bücke mich, um die Socke aufzuheben. Sie ist stechend rot. Wie eine Mohnblume, die man im Sommer an Rändern von Feldern sehen kann. Die hätte ich sicher nicht übersehen.

Nachdem ich sie kurz gemustert habe, lege ich mich flach auf den Boden und blicke unter mein Bett. Es ist ein wenig staubig, aber sonst ist da nichts. Meine Nase kribbelt unangenehm und ich setze mich wieder auf. Irgendetwas ist merkwürdig, auch wenn ich nicht sagen kann, was es ist.

„Marie! Bist du etwa wieder eingeschlafen?“, ruft meine Mutter aus der Küche.

„Nein!“ Meine Stimme ist noch kratzig von dem Schlaf. „Ich komme gleich“.

Langsam stehe ich auf und gehe zurück zu meinem Kleiderschrank. Die Socke habe ich immer noch in der Hand. Ich werfe sie in die offene Schublade und bücke mich gerade, um sie zu zuschieben, als eine hohe Stimme ruft: „STOP! Willst du mich hier etwa einsperren?“

Vor Schreck kreische ich fast laut auf. *Hat da gerade wirklich jemand gesprochen? Bin ich so müde, dass ich mir schon Stimmen einbilde?*

Vorsichtig, ganz vorsichtig blicke ich in die Schublade. Auf den ersten Blick scheint sie leer zu sein, aber da, in der dunklen Ecke ganz hinten, bewegt sich etwas. Verdutzt reibe ich mir die Augen.

„Hallo?“, höre ich meine heisere Stimme. *Ich bin echt total bescheuert! Wer soll dir denn antworten? Du solltest heute Abend unbedingt früh ins Bett gehen.*

Ich richte mich auf, als mir plötzlich etwas antwortet.

„Würdest du wohl die Freundlichkeit besitzen, mich hier rauszuholen?“

Vor Erstaunen reiße ich meine Augen auf. Aus dem Schatten trat ein kleiner Mann. Also ein wirklich kleiner Mann. Höchstens so groß wie meine Hand. Er hat eine dunkle braungraue Haut, bei der sich mir die Frage stellt, ob dieses Männchen aus Stein ist. Er hat struppiges schwarzes Haar und einen Bart, der ihm bis zur Brust reicht. Er starrt mich aus funkelnden schwarzen Augen an und stemmt seine kurzen Arme in die Hüften. *Ich bin verrückt!* Das war das einzige, was ich denken

kann. Doch wenn es so ist, wirken meine Vorstellungen sehr real.

„Hallo?“, ruft der Kleine aus meiner Schublade heraus, „hol mich hier raus!“

Also bücke ich mich, und biete ihm meine Hand an. Er stellt sich darauf und ich spüre das Gewicht seines Körpers. Er war ziemlich schwer.

„Was bist du“, rutscht es mir heraus.

„Wie unhöflich!“, brummt der Zwerg als ich ihn auf meinen Schreibtisch setze, „ich bin Gilbert. Ein Hausgnom!“ Seine Stimme ist stolz, klingt aber überhaupt nicht passend. Sie scheint zu quietschen.

„Ein Hausgnom?“, wiederhole ich, „Und was machst du in meinem Schrank?“

„Ich habe mir ein paar dieser großen Stoffhöhlen geholt“, erwidert er.

„Meinst du etwa meine Socken? Heißt das etwa, dass ich deinetwegen keine mehr finde?“

„Wer es findet darf's behalten“, grunzt Gilbert und sieht mich frech an. „Und die sind verdammt nochmal sehr nützlich.“ Ich sehe ihn verständnislos an. Er scheint meine Gedanken zu lesen, denn er springt auf den Boden und ruft: „Komm. Ich zeig's dir“.

Mein Gehirn ist viel zu überfordert im Moment, also folge ich ihm einfach. Er geht direkt auf meine Zimmerwand zu und bleibt davor stehen. Bevor ich noch einen klaren Gedanken fassen kann, presst Gilbert seine Hand gegen eine Delle in der Wand, die mir vorher nie aufgefallen ist und plötzlich verschwindet alles. *Bin ich jetzt eingeschlafen? Träume ich das ganze nur?* Doch so schnell, wie es gekommen ist, hört es auch wieder auf. Mein Zimmer ist verschwunden! Stattdessen stehe ich in einer Stadt aus, nun ja, Haushaltsgegenständen. Töpfe und Pfannen sind übereinandergestapelt. Handtücher hängen dazwischen und überall wuseln kleine Hausgnome umher. Als sie mich sehen, beginnen sie zu tuscheln, manche stolpern über ihre eigenen Füße, weil sie so überrascht sind, mich zu sehen. Auf einem freien Platz zwischen zwei Schuhkartons liegen... meine Socken. Ich bin völlig sprachlos. Gilbert sieht mich an und lacht.

„Der letzte Mensch, der das gesehen hat nannte es Stadt der verschwundenen Sachen“, schmunzelt er.

„Hier war schonmal jemand?“, frage ich ungläubig, „wieso zeigst du mir das überhaupt?“

„Ja natürlich waren hier schon Leute. Und ich habe dir diesen Ort gezeigt, weil du mich sehen kannst. Das heißt, du glaubst an mehr als nur die Menschen. Du glaubst, dass es auch anderes intelligentes Leben gibt. Für andere Leute sind wir verschwunden. Schon seit langer Zeit. Für dich nicht. Darum zeige ich dir unsere Stadt. Und jetzt kannst du dir deine sogenannten Socken wieder nehmen. Schade um sie. Aber wenn du sie brauchst.“

Ich bin sprachlos. Das alles ist einfach so absurd. So unglaublich. Doch irgendwie weiß etwas in mir, dass das Ganze real ist. Ich sehe Gilbert an. Er schmunzelt mich an. Da ich mich nicht rühre, geht er auf den Platz mit den Socken und hebt zwei auf. Dann kommt er zurück zu mir und reicht mir eine. Und plötzlich wird alles schwarz!

Diesmal dauert es länger, bis die Dunkelheit weicht. Aber als ich wieder in meinem Zimmer sitze, ist mir eines ganz klar! Es sind nicht diese magischen Wesen die verschwinden, sondern unsere Fantasie.

Platz 8 Cosima Baumbach (Altersgruppe 15-19 Jahre)

Titel: Das Lachen des Olvy Srops

Kannst du mich noch einmal mit deinem Lächeln bezaubern, welches so wundervoll mein Herz erfreut? Darf ich diesen Fältchen, die sich dann immer um deine bernsteinfarbenen Augen legen, ein letztes Mal gegenüberstehen? Das sind die in Gedanken aufgeschriebenen Worte Olvy Srops. Doch sind diese in Lieblichkeit getunkten Worte für ihn in Vergessenheit geraten. Leider in der Vergangenheit verloren....

Der Mann, so weiß man, sitzt seit einigen Monaten auf seinem ihm eigenst zugeteilten Platz am großen, längs aufgestelltem Esstisch im Altersheim. Zu seiner Rechten die griesgrämige Frau Kemmer, zu seiner linken Leere. Ein freier Platz, der einst einem guten, alten Freund gehörte. Die Leere wird von seinem, mit eigenem Rentengeld bezahlten Rollator gefüllt.

An diesem Tag wird, wie an jedem anderen, nichts Großartiges geschehen. Olvy weiß das. Vor ungenauer Zeit, da steckte sein Sohn Herrn Srops ins Altersheim, aus Zeitmangel und Sorge um seines Vaters Wohlergehen. Was für eine Lüge, ihm würde es hier besser ergehen, reiner Humbug. Kein Mensch hier sagt was. Jeder ist in seinem eigenen Lebensrückblick unterwegs, um nicht daran denken zu müssen, wohin sie eigentlich abgeschoben wurden. Es ist wie ein Bilderbuch seiner jungen Zeiten, als man noch Spaß hatte. Besser gesagt, als Narretei noch erlaubt war.

Die Altenpflegerin, die auf seiner Etage arbeitet, kommt mit einem Tablett voller Kaffeetassen, Zuckertütchen, je einem Zimtgebäck und verschiedensten Medikamenten zu ihm herübergelaufen. Doch er möchte jetzt keine Medikamente schlucken. „Herr Srops, ein Kaffee und schlucken sie diesmal ihre Medikamente richtig runter.“ Mit diesen Worten stellt die Altenpflegerin einen Kaffee und ein Döschen mit rot blauen Tabletten vor ihm ab. Olvy starrt das milchig gelbe Döschen Medikamente mit schlaffem Blick an. „Nun schlucken Sie schon!“, befiehlt die

genervte Bedienstete hinter ihm stehend. Er schüttelt nur den Kopf, schiebt das Döschen von sich und reibt sich die Augen. „Sie alter Mann wissen es wohl besser, was gesund für ihr Alter ist!“, klafft sie ihn an. „Immer dasselbe mit Ihnen! Sollen Sie doch endlich ihren Frieden finden, so sieht es auch ihr Sohn, glauben Sie mir Herr Srops!“ Sie nimmt die gelbliche Dose wieder mit sich und macht sich an Frau Kemmer ran. Dagegen etwas zu sagen, wäre überflüssig, denn Olvy weiß, Schweigen ist Gold wert, nur die Dümmersten haben das letzte Wort.

Nun, das ist der Ablauf seiner Tage im Altenheim. Tabletten schlucken, obwohl er rein körperlich gesehen fit ist. Nicht wie die anderen, die schon im Rollstuhl sitzen. „Kaffee, mein zugutekommender Kaffee.“, nimmt der seelisch angegriffene Mann einen Schluck vom heißen Kaffee. Ein Seitenblick nach rechts reicht aus, um zu wissen, dass seine Nachbarin, Frau Kemmer, die Medikamente geschluckt hat. Das geleerte Döschen verrät es. Soll sie doch machen, was sie für richtig hält und diesem Monster von Zorn gehorchen. Da bemerkt die alte Frau Kemmer den Blick, der auf ihr ruht und hebt ihren grauen Lockenkopf mit ihrer aufgesetzten schmalen Brille. Einer ihrer wenigen Momente Bewegungszeit hat angeschlagen. So starrt sie rüber zu Olvys Gegenwart, dieser bricht sofort den Augenkontakt ab und verspürt plötzlich etwas für einen Tag im Altersheim Ungewöhnliches. Da sieht er, wie ein junges Mädchen mit demselben Tablett, welches zuvor die giftige Altenpflegerin mit sich trug, umherläuft. Darauf befinden sich Schüsseln mit Suppe. Ein zierliches Mädchen, sie mag eines von den guten Menschen hier im Hause zu sein. „Mädchen schneller!“, ruft die Pflegekraft zur Suppenausgeberin. So setzt sich das Mädchen noch schneller in Bewegung. Nach wenigen Minuten sind alle mit Rindersuppe versorgt und das Mädchen erleichtert, so merkt man es ihr an. „Halt die Alten am Leben Kleine, ich mach Pause.“, informiert die Herumkommandierende das Mädchen und verschwindet. Ihr ganzer kleiner Herzensmut läuft Kreise, verteilt mit Freude Gebäck und reicht den Pflegebedürftigen das Essen an. „Mädchen, Mädchen, ja komm her zu mir.“, winkt Olvy interessiert das zuvorkommende Mädchen zu sich. Da kommt sie schon fast angeflogen. „Möchten Sie ein Glass Wasser? Was haben Sie für ein Anliegen,

mein Herr?“, kommt es wie aus der Flinte geschossen. „Wer bist du, dass ein so tüchtiges Mädchen wie du es bist hier Arbeit sucht?“, fragt Herr Srops das weibliche Wesen. „Arbeit suche ich hier nicht. Dazu bin ich noch mit meinen fünfzehn Jahren zu jung. Ich fahre Stunden mit dem Bus, um hier mein einwöchiges Praktikum zu absolvieren. Irgendwann einmal wünsche ich mir ein Auto, doch dazu wird es wohl nie kommen, denn jeder ist einmal knapp bei Kasse, wissen Sie.“, lächelt das Mädchen, als ob sie gerade einen guten Flachwitz zu Ohren bekam. „Ein schönes Lächeln hast du, mein Kind. Ein Auto hört sich gut an. Setz dich doch zu meiner linken. Mein Rollator ist aus gutem Material, der wird schon nicht krachen. Nur keine Scheu!“, klopft Herr Srops auf seinem ein wenig verstaubten Rollator herum. Ohne Einwand nimmt sie Platz. „Mein Name ist Loni Hartel. Es freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen“, stellt sich das nun jetzt nicht mehr ganz so fremde Mädchen vor. „Das sagt mir leider nichts, ist aber ein besonderer Name, nicht wahr? Mein 82 Jahre alter, mir angehöriger Name, ist Olvy Srops, die Ehre liegt ganz auf meiner Seite.“ Kein einziger Hauch von einem Lächeln ist auf Herrn Srops Lippen zu erkennen. Diese aufgesetzte Maske, mit den hängenden Augen, runtergefallenen Mundwinkeln, zeichnet ihn aus. Bei ihm fällt im Gesicht wortwörtlich alles den Berg hinab. „Entschuldigen Sie, wenn ich frage, aber wieso lachen sie nicht?“, hinterfragt Loni diesen Gedankenzug. „Ach mein Liebes, wenn du nur wüsstest. In diese Zelle zu diesem Monster von Lieblosigkeit wurde ich gesteckt. Hier kümmert es keinen wirklich, wie es dir geht. Du kommst hier her, um dem Leben auf Wiedersehen zu sagen, nicht um ein paar letzte schöne Jahre zu verbringen“, redet sich Olvy sein Leid von der Seele. In Lonis Augen kann man den mitleidenden Schmerz nur schwer übersehen. „Das hört sich alles so schrecklich an, aber was ist mit ihrer Familie?“ Loni sieht Herrn Srops aus geweiteten, mitfühlenden Augen an. „Mein Sohn, er hat keine Zeit für mich, nur Zeit für seine eigene Familie. Wie seelenlos können Menschen sein, mein Liebes? Ich sage dir, sei bereit, wenn es soweit ist, dass dich Menschen aufgeben.“ Diese Worte schneiden ihm tief ins Blut, ganz tiefgründig. „Und ihre Frau? Wo ist ihre Frau?“, packt Loni hektisch Olvys kalte, mit Altersflecken

übersäte Hand. „Ja“, redet er knapp. „Sie ist tot?“, ist sich Loni da nicht ganz so sicher. „Ja. Nein! Was redest du für Unfug? Sie lebt!“, entzieht Olvy seine Hand. „Nein, sie ist tot, Herr Srops.“, stellt Loni fest. „Meine Frau, sie ist tot. Ja, aber doch schon seit Jahren. Dennoch lebt sie für immer in mir weiter!“ Seine bernsteinfarbenen Augen füllen sich mit Tränenflüssigkeit. „Das glaube ich Ihnen, bis aufs letztgesprochene Wort, Herr Srops!“ Loni setzt ein mühsam zusammengeflicktes, trostvolles Lächeln auf. „Früher, da war alles außer Rand und Band. Meine Frau, Flora, vor vier Jahren suchten wir dringendst nach einer neuen Niere für sie. Keine der Meldungen des Krankenhauses erreichte uns mit einer guten Nachricht. Auch die erst eingetroffene, passende Niere kam zu spät. Seitdem ist mein Lachen wie verschwunden“, teilt er mit Loni seine tragische Geschichte. „Seit vier Jahren hatten sie also keinen Anlass zum Lachen? Wie furchtbar das sein muss, Herr Srops! Sie haben sicher ein Herz aus Gold.“, Loni lässt für einen Moment der Stille eine Hand auf seiner Schulter ruhen. „Ich sage Ihnen, ich werde Olvy Srops Lachen zurückholen! Das verspreche ich Ihnen.“ Loni steht hochachtungsvoll vom Rollator auf und macht sich wieder an die Arbeit. An dem darauffolgenden Tag, Dienstag, spielen Herr Srops und Loni Hartel Karten, ein Lächeln bei Herrn Srops lässt sich hier nicht finden, obwohl Olvy zuerst beim Quartett alle Karten einnimmt, danach beim UNO das letzte Wort hat und beim „Unsere Erde“-Quiz alle Fragen richtig beantwortet. Müsste man sich da nicht freuen?

Mittwoch ergibt sich dann zwischen den beiden bei einem Spaziergang durch den Wiesenpark des Altersheims ein interessantes Gespräch: „Sagen Sie, für mich sind sie wie ein leiblicher Opa. Ich hatte zwar nie einen Opa, aber Sie sind wie einer“, plaudert Loni drauf los und hängt sich bei Herrn Srops ein. „Ach mein Liebes, meine wahre Enkelin konnte ich bisher auch nur zwei Mal im Leben sehen. Das Mitzählen ist nicht von Schwierigkeit, eher fällt es mir schwer meine Nichte nicht sehen zu dürfen. Immer fragte ich bei meinem Sohn nach ihr, doch mehr als ein „Ihr geht es gut“ konnte ich nicht erkämpfen. Mittlerweile ist sie schon acht Jahre alt.“, geht Herr Srops langsamen Schrittes mit seinem Rollator über den

bunten Laubteppich des Herbstes. „Immer wieder bringen Sie mich innerlich zum Weinen Herr Srops“, hilft Loni ihm beim Fortbewegen. „Aber doch nicht mit gewollter Absicht mein Liebes, es ist nun mal die Wahrheit. Seit Jahren hatte ich keinen, mit dem ich über meine Vergangenheit so aufrichtig wie mit dir, Loni sprechen konnte. Loni - was ein toller Name“, liebkost er Lonis zärtliche Hand. „Sagen Sie, Herr Srops, gibt es nicht noch einen Moment in ihrem Leben, den Sie des wiederholten Males erleben möchten?“, lässt Loni den 82-jährigen Mann zum Überlegen anregen. „Nein, ich denke nicht. Doch ja, eine Erinnerung gäbe es da. Einst, da tranken mein alter Freund und ich mitten auf der Arbeit, wir waren Verputzer, Wein. Wir wollten einfach mal Entspannung mit an die Arbeit schmuggeln, welcher Plan bis heute nie aufging.“, antwortet Herr Srops völlig von dieser Welt, doch ohne ein zurückblickendes Lachen. „Sie möchten noch ein Glas Wein trinken. Ich verstehe.“ Sie biegen beide um eine sanfte Kurve auf dem Pfad. „Ja, einen guten Rotwein. Nichts geht über einen sinnigen Rotwein“, stimmt Herr Srops Lonis Aussage vollkommen zu. So führen sie den kühlen Herbstspaziergang durch den feuchten, nach frisch gefallenen Kiefernzapfen duftenden Wiesenpark fort.

Am folgenden Donnerstag, dem vorletzten Praktikumstag Lonis, versucht die Altenpflegerin ohne jegliches Glück, Olvy die Tabletten einzutrichtern. Er verweigert sich. Die rauen Beschimpfungen, Herr Srops solle doch in die Hölle fahren und dort verschmoren, ist für Loni nicht von Neuheit. Nachdem die zornige Dame in der Pause einen Abgang macht, wo sie sich erst einmal eine Zigarette im stinkenden Mund anzündet, gesellt sich Loni unaufhaltsam zu Herrn Srops. „Sie müssen mir jetzt einmal genau zuhören. Ich habe eine Kleinigkeit für Sie in der Putzkammer aufgetischt! Kommen Sie, ich führe Sie dort hin.“, flüstert Loni in sein Ohr und hilft dem Mann hoch auf seinen Rollator.

Wartend vor dem Fahrstuhl, um eine Etage höher zu kommen, blinkt auch schon das Lämpchen grün, die Tür schiebt sich auf und beide Betreten den Aufzug. „Ich drücke die Drei.“ Klack macht es, als Olvy Srops den Knopf betätigt. Lange ist es her, als er einen Knopf drückte. Oben angekommen, liegt ihnen gleich die

Putzkammer gegenüber, in die sie sich hineinschleichen. Ganz viele Putzmaterialien stehen dort rum, wie bei Messis sieht es hier aus. In der Mitte befindet sich ein hölzerner Tisch mit zwei davorstehenden Holzstühlen. Ein einziges Glas steht darauf. Ein besonderes Glas. „Ein Weinglas. Loni, mein Liebes, das wäre doch nicht von Nöten gewesen.“, fühlt sich Olvy gutmütig behandelt. „Ich möchte Sie doch nur einmal Lachen sehen!“, drückt Loni seine Hand, sodass er sich folglich setzen muss. Loni zaubert eine Flasche Rotwein aus einer Ecke der Kammer und füllt sein Glas bis zur Hälfte mit edlem Wein. Woher sie die Flasche hat, bleibt wohl ein Rätsel. „Sagte ich gestern nicht schon, nichts geht über einen sinnigen Rotwein? Ja, das tat ich!“ Er hebt das Rotweinglas einmal in die Höhe und gibt sich einen kleinen Schluck. „Köstlich!“, räuspert er sich, doch ohne ein genießerisches Lächeln im Gesicht. „Jedoch wäre ich kein aufrechter Opa, wenn ich nicht ehrlich mit dir bin, bevor ich das Weinglas zu Ende trinke. Ach weißt du, es gibt da eine Sache, die wichtig ist, aber keiner weiß es. Mein Herz, es sticht mir immer so und...“ „Ihr Herz sticht, das könnte etwas Lebensbedrohliches sein!“, unterbricht Loni Olvys Bekenntnis. „Es ist nichts Schlimmes, mach´ dir bitte keine Sorgen Loni.“, spricht er beruhigend klimpernd mit seinen ergrauten Wimpern. „Es ist aber doch nur zu ihrem Guten, wenn ein Arzt davon...“ Nun fällt Herr Srops Loni ins Wort: „Kein Arzt!“ Da bleibt er starr sitzen, als ob er streiken wolle. „Hand und Siegel, das bleibt unter uns. Sonst wäre es doch kein Geheimnis mehr.“, fordert Olvy sofortige Bestätigung. Mit einem Nicken Lonis, bei dem ihre braunen kurzen Wellenhaare wippen wie bei einem Kind auf der Schaukel, ist das Thema abgeschlossen. So trinkt der alte Herr das für sein Alter ungesunde Glas Wein weiter. Bis es irgendwann entleert ist.

Arm in Arm, mit Lonis stützender Hilfe, verlassen sie die Kammer, hinterlassen das versteckte, ausgetrunkene Glas Wein Olvys. „So einen Genuss hatte ich schon lange nicht mehr.“, fährt der Fahrstuhl auf Etage 2. Die Fahrstuhltür öffnet sich, noch einen letzten Blick auf Knopf 3 geworfen, auf welcher Etage er soeben sein letztes Stück Glück gefunden hat, laufen sie den Flur zurück zum Esszimmer seiner Wohngruppe. „Wunderbar war es, meine Loni. Halte dir immer im

Bewusstsein, Menschen werden einst zu den Engeln hinaufsteigen, so lebe und genieße die Momente, die dich zum Glück führen.“, schmiegt sich etwas verloren Gegangenes zurück in Herrn Srops Gesicht. „Herr Srops, sie lachen!“, ruft Loni lauthals voller Euphorie durchs ganze Altersheim. Das Unmögliche ist eingetroffen. Er lächelt, ein Grinsen welches über sein gesamtes Gesicht strahlt! Herr Srops kommt abrupt zum Stehen. Seine Hände fangen unerwartet zu zittern an. Ist es die eigene Freude über das zu ihm zurückgekehrte Lachen? „Weshalb zittern sie so stark? Herr Srops?!“, hält Loni den nun am gesamten Körper zuckenden Mann fest. Sein Lächeln auf den Lippen verschwindet jedoch nicht.

Da bricht er zusammen, fällt auf eisernen Untergrund, verkrampft sich und wird ganz stumpf. Doch sein Grinsen bleibt. „Hier, Hilfe, Hilfe! Wir brauchen hier Hilfe!“, fängt Loni erbarmungslos, ohne ihm selber helfen zu können an zu schreien und zu weinen. Ein Altenpfleger, welcher das Szenario mitbekommt, rennt zu ihnen rüber, um zu helfen. Olvy regt sich nicht mehr. Da liegt er, auf dem Boden des Flures, wo sie eben noch von Glück sprachen. Doch er sieht aus, als habe er gewusst, er werde bald sterben.

Der Notarzt wird gerufen, der nur noch den Tod feststellen kann. Es stehe fest, Alkohol habe seinem Herzen den Rest gegeben, es zum Stillstehen gebracht. Sein Herz ist zwar entschwunden, doch seine Seele lebt weiter. Er wollte nach seinem letzten Glas Wein den Frieden finden. Loni weiß das. Sie fühlt sich nicht schlecht, weil sie diejenige war, die ihm diesen Wunsch erfüllt hat, sondern weil sie eben einen Freund verloren hat. Einen Freund, der ihr in der kurzen Zeit wichtig geworden ist... Einen letzten schönen Augenblick stand ihm zu, das hinterbliebene Lächeln ist heimgekehrt und seine Frau wird sich über sein Ankommen freuen.

Während Olvy mit einem Lächeln im Gesicht auf einer Trage abtransportiert wird, fließt Loni eine letzte Träne über die Wange. Doch eine große Gewissheit ist in ihr, die ihr zuspricht: Alles habe Herr Srops so gewollt. Das Glas Rotwein war eine Möglichkeit, um zu entkommen, im Himmel aufgenommen zu werden.

Der letzte Tag des Praktikums, der Freitag, ist schlimm für Loni. Dieser leere Platz neben Frau Kemmer bedrückt sie zutiefst. Am Ende ihrer Schicht fährt sie noch

einmal alleine hoch auf Etage drei, zur Putzkammer, die wenig besucht ist, um in Stille Herrn Srops zu gedenken. Sie hatte dort rechtzeitig alle Spuren entfernt - das Weinglas, die Flasche, sodass keiner von ihrer beider Geheimnis erfährt.

Der Tisch steht da, ganz hölzern. Kleckse vom Rotwein sind noch sichtbar, doch ohne Wissen zu können: Hier spielte sich Olvy Srops letzte erlangte Freude ab. Da sieht Loni noch etwas mitten auf dem Tisch platziert. Eines von den gelben Döschen, die sonst mit Tabletten gefüllt sind. Darin liegt ein Schlüsselbund, der sich als Autoschlüssel aufklärt. Am silbernen Schlüsselring hängt ein Notizzettel mit der Aufschrift: „*Für mein Liebes Loni, nun gehört die alte Karre dir!*“

Platz 9 Yasmin Abu-Dib (Altersgruppe 12-14 Jahre)

Titel: Licht und Dunkelheit

Vollkommene Dunkelheit. Kein Licht erhellte nunmehr seine Welt, keine Schatten konnten daraus hervorkommen. Einsamkeit war sein bester Freund. Wie sehr er sich doch wünschte, das Leben wertgeschätzt zu haben, als es noch so viel für ihn zu bieten hatte. Doch dafür war es zu spät. Sein Leben war vergeudet, seine Bestimmung verflogen. Er hatte seinen Nutzen verloren, was sollte es also noch bringen, hier auszuharren?

Geräusche strömten unaufhaltsam auf ihn ein, ohne Ursprung, ohne Sinn. Unzusammenhängende Fetzen von hier und von dort. Er vermochte es nicht, sie aufzufangen.

Jeder Schritt erfolgte in Ungewissheit. Er konnte nicht einmal errahnen, ob er nun von einer Klippe stürzen würde oder nur eine Stufe hinabstieg.

Hoffnungslosigkeit vermischte sich mit einer Bitterkeit, die sein Herz zu verpesten schien. Tag und Nacht verschmolzen miteinander und wurden zu einer unbestimmten Masse. Jeder Blickwinkel schien gleich, alles hielt nur seine Scham, sein Versagen bereit und erinnerte ihn jedes mal aufs Neue, dass er allein war.

Abgeschnitten von der Welt, von seinen Freunden, blieben ihm nur seine Erinnerungen. So schmerzhaft sie auch sein mochten, sie waren hartnäckig und verboten ihm an Glück oder Vergebung zu denken. Er hatte versagt, im Leben, in seiner Aufgabe. Er hörte und hörte, konnte aber nichts von den Stimmen in seinem Kopf unterscheiden. Seine Welt verschwamm im Nichts, ohne je die Chance gehabt zu haben, aufzublühen, sich zu etwas Großem zu entwickeln. Sein Leben zog an ihm vorbei. Er konnte es nicht ergreifen.

Sein Wesen war, zusammen mit seinem Augenlicht, verschwunden.

Sie lachten und scherzten miteinander, wie jede Nacht. Bianca klammerte sich

dabei an seinen Arm, stützte ihn. Und er hielt sie. Gemeinsam genossen sie die wahren Freuden des Lebens. Lächelnd führte er sein Glas an die Lippen und erlaubte dem kühlen Getränk seine Kehle hinunterzulaufen. Es schaffte fast, ihn vergessen zu lassen. Fast. Dennoch musste er sich zwingen, ihr in die Augen zu sehen, ohne etwas von seiner erbarmungslosen Schuld zu zeigen.

Mit der Zeit tranken sie immer mehr, schwankten und lallten. Seine Sicht verschwamm langsam, die Worte verließen ohne Bedeutung seinen Mund. Geräusche strömten auf ihn ein, Lichter tanzten vor seinen Augen. Irgendwer musste ein Feuer entzündet haben, vielleicht war es aber auch schon die ganze Zeit dort gewesen. Er beobachtete die Flammen, wie sie flackerten. Ihre Hitze hüllte ihn ein. Er sah Bianca an, die immer noch an seinem Arm hing und fand, er müsste ihr von seinen Gefühlen erzählen. Sein Mund öffnete sich, er konnte die Worte aber nicht erfassen.

Als er den Schlag spürte, war er mit einem Mal nüchtern. Seine Freunde sahen, aufgescheucht von dem lauten Klatschen, zu, wie er seine brennende Wange betastete. Doch noch viel stärker war das Gefühl der Scham, die in Form von Röte seine Gesicht bedeckte. Einer fing an zu lachen und dann konnten sie sich alle nicht mehr halten.

Er verengte die Augen. Sie machten sich über ihn lustig.

Bianca zog ihn am Arm mit sich. Er musste wohl doch noch betrunken sein, denn er stolperte, mehrmals, und vermochte es nicht, stehen zu bleiben.

Abgeschirmt von den anderen begann sie nun, ihn anzuschreien. Er sah, wie ihr Mund sich öffnete und wieder schloss, verstand aber nur Fetzten.

Wie konntest du... vertraut... vor allen... mit ihr schlafen...

Oh... Er musste ihr von der Sache mit Annabel erzählt haben. Dabei war er doch betrunken gewesen, wie jetzt. Sonst hätte er ihr ja wohl kaum von diesem Missgeschick erzählt. Er sah noch, wie sie vor ihm zurückwich, Ekel und Verrat klar auf ihr Gesicht geschrieben. Dann blendeten ihn die Scheinwerfer des heranfahrenden Autos. Aus einem Instinkt heraus sprang er. Sie durfte nicht so sterben, er musste seine Tat doch wieder gut machen.

Und während seine Sicht sich verdunkelte, sah er nur ihr erschrockenes Gesicht und die Falschheit, die diesen Augenblick, wie auch sein ganzes Leben, prägte. Dies sollte das letzte mal gewesen sein, dass seinen Augen das Privileg zuteil wurde, sehen zu können.

Er konnte nicht mehr zählen, wie oft diese Erinnerung ihn schon gequält hatte. Bianca war an jenem Tag gestorben. Und es verging kein Moment, indem er sie nicht um ihr Schicksal beneidete. Der Tod schien ihm so viel tröstlicher, so viel einladender, als ein Leben ohne Licht, ohne Sinn. Oft fragte er sich, was wohl gewesen wäre, wenn er an jenem Abend nicht gesprungen wäre, wenn sein Leben nicht auf so unerträgliche Weise ein Ende gefunden hätte, auch wenn er noch immer atmete. Keiner seiner Gedanken erreichte sein Ziel.

Genau wie seine Bemühungen dem Leben zu entrinnen. Von Dunkelheit umgeben, vermochte er es nicht, einen Weg zum Selbstmord zu finden. Und es war niemand mehr übrig, den er hätte um Erlösung fragen können.

Seine Freunde hatten ihn, wie das Strahlen in seinen Augen, verlassen. Manchmal kam ihm in den Sinn, dass er womöglich nie welche gehabt hatte. Auch diesen Gedanken führte er nicht zu Ende.

Dann kam der Tag, oder die Nacht, an dem er zu brennen begann. Feuer schien seine Glieder zu verkohlen, seine Organe zu verschlingen und sein Herz zu zerfressen.

In ihm loderten die Flammen der Reue. Sein Leben zog an ihm vorbei, nutzlos, vergeudet. Er hörte Schreie. Markerschütternde Schreie, die kein Ende zu finden schienen. Als er realisierte, dass es seine eigenen waren, schlug die Einsamkeit erneut auf ihn ein. Es gab niemanden, mit dem er seine Qualen hätte teilen können.

Er brannte, und doch schien er nicht zu sterben. Die Stimmen in seinem Kopf flüsterten, dass es niemals aufhören würde. Und mit der Zeit glaubte er ihnen, schaffte es beinahe, sein Schicksal zu akzeptieren. Obwohl er die Zeiten der Dunkelheit herbeisehnte, konnte er es nicht über sich bringen, der Ohnmacht ihren

Weg zu zeigen. Er sah die Flammen vor seinem Gesicht, spürte die Hitze bis in sein Herz vordringen und hörte die knisternden Kohlen, die ihn bedeckten. Bis es irgendwann aufhörte.

Während seiner Schreie, seiner trügerischen Gedanken und seinem verdorbenen Herzen, schien er eines nicht zu bemerken. Als Bianca starb und das Lagerfeuer, das die betrunkenen Jugendlichen entzündet hatten, sich ausbreitete, hatte der Tod ihn schon längst erreicht.

Platz 10 Kaitlyn Wangler (Altersgruppe 15-19 Jahre)

Verschwinden. Verloren gehen, gestohlen werden, nicht zu finden sein.

Ob das mit einem Glauben passieren kann? Wenn man jahrelang, vielleicht sogar von klein auf, mit einer religiösen Überzeugung gelebt hat?

Die Antwort ist Ja. Alles ist Möglich, wenn man es Richtig angeht.

"Alles noch klar bei euch, Jungs?" rief ich über die Schulter. Doch ich bekam keine Antwort. Hinter mir war es still, wie auf einem gottverdammten Friedhof.

"Seit ihr taub oder habt ihr Angst? Die braucht ihr nämlich nicht haben, schließlich bin ich's, den's gleich erwischen wird. Also wenn..."

"Halt dein Maul du verfluchter Hundesohn" wurde ich grob unterbrochen. Die Stimme gehörte eindeutig dem Typen, der mir den verdammten Sack über den Kopf gezogen hatte. Der mit den fettigen, blonden Haaren. Der, den ich George getauft hatte.

"Sorry, wollte doch nicht unhöflich sein... Warst du wegen der Aggressionen schon mal beim Kopfdoktor, hä?" fragte ich grinsend. Kaum hatte ich den Satz ausgesprochen wurde ich brutal an den Schultern gepackt und nach vorne gerissen. Ein Schatten legte sich über den Stoff vor meinem Gesicht.

"Wenn du jetzt nicht gleich dein verdammtes Maul hältst, reiße ich dir den Kopf selbst ab" brüllte mich der andere der beiden Typen an. Ich hatte ihn Lenni genannt.

"Sorry, sorry, Mann. Reg dich ab. War doch nur'n Scherzchen!" kicherte ich. Lenni verpasste mir eine schallende Ohrfeige. Mein Kopf flog zur Seite und meine Wange brannte, aber das war mir egal. Angesichts dem, was bald passieren würde, war mir alles egal. Lenni ließ mich los und wandte sich ab. Vor dem dünnen Material des Stoffsacks wurde es wieder etwas heller. Geduldig wippte ich mit den Füßen auf und ab und wartete. In der Nähe wurde eine Tür aufgerissen. George

sagte etwas, woraufhin ich eine dritte Stimme zu Ohren bekam. Es dauerte noch einen kurzen Moment, dann kamen Schritte in meine Richtung.

"Geht's jetzt los?" fragte ich, doch erhielt keine Antwort. Stattdessen packten mich zwei grobe Hände und zerrten mich nach vorne.

"Hey hey, immer langsam mit den jungen Pferden!" lachte ich und lief hinterher.

Auf dem Platz war es Still. Der Verurteilte, Jackson Price, drehte den Kopf von einer zur anderen Seite und versuchte etwas durch den braunen Stoffsack zu erkennen, der ihm aufgesetzt worden war.

Ja, es war tatsächlich still. Und leer. Die grauen Pflastersteine glänzten einsam im Sonnenlicht. Es war niemand gekommen. Niemand, bis auf den Pastor.

Obwohl es kein langer Weg bis nach vorne zum Galgen war, kam es Callahan wie eine Ewigkeit vor. Er stand in ein langes, schwarzes Gewand gekleidet auf einem Podest, das neben dem Galgen aufgebaut worden war, und sah auf Jackson herab. Mit langsamen, stolpernden Schritten näherte sich der Verurteilte. Links und rechts von ihm befanden sich die letzten zwei Polizisten, die nach den Ereignissen der letzten Tage nicht gekündigt hatten.

Als Jackson wenige Meter vor ihm von den Polizisten angehalten wurde, nickte Callahan einem der beiden zu. Daraufhin riss dieser dem Verurteilten den Sack vom Kopf. Jackson grinste. Seine gelben, fauligen Zähne kamen zum Vorschein und blitzten gefährlich im Sonnenlicht. Seine fettigen, schwarzen Haare hingen in alle Richtungen.

"Jackson Price. Sie sind wegen 52-fachen Mordes zum Tode verurteilt worden. Haben Sie etwas zu sagen?" fragte Callahan mit erhobener Stimme. Jackson legte den Kopf schief und schaute grinsend zu ihm hoch. Seine grünen Augen funkelten belustigt. "Verzeihen Sie, Pastor, aber ich glaube es liegt ein Fehler vor. Ich habe 37 Morde begangen, nicht mehr und nicht weniger."

"Sie haben die restlichen 15 Menschen schwer verstümmelt am Tatort zurückgelassen, die schließlich alle innerhalb einer Woche zu Tode gekommen sind."

Jackson zog eine Schnute und nickte bedauernd. "Es erschüttert mich, zu hören, dass sie alle verstorben sind. Sagen Sie mir, Pastor... haben auch alle schön gelitten? Ich war leider in Haft und nicht in der Lage, es sehen zu können..."

"Schweigen Sie!" unterbrach Callahan. In ihm kochte es vor Wut: "Sie haben 52 Menschen das Leben genommen. Und dafür werden Sie bezahlen. So Gott es wolle." Jackson nickte wieder sein bedauerndes Nicken. In seinen Augen loderte die Freude. Callahan wandte sich an die Polizisten. "Bringt ihn hoch."

Die zwei Männer nickten und zogen Jackson die Treppen nach oben zum Galgen. Sie knarzten unter ihrem Gewicht und summte ein Lied des Todes.

Als Jackson oben war, drehte er sich um und sah auf den leeren Platz vor sich herab. Tatsächlich war niemand gekommen. *Niemand*. Das musste in die Geschichte eingehen. Bei jeder Hinrichtung, die es jemals in diesem Dorf, vermutlich überhaupt auf der Welt gegeben hatte, waren die Leute dagewesen. Sie hatten unten auf dem Platz gestanden und die Verurteilten mit Steinen und verfaultem Essen beworfen, mit Eiern und Tomaten, und sie hatten gespuckt. Sie hatten die Verbrecher beschimpft und ihnen einen qualvollen Tod voller Scham und Leid beschert. Aber heute war niemand da. Keiner. Es war unglaublich.

"Warum ist niemand da?" fragte Jackson grinsend, an den Pastor gewandt. Einer der Polizisten fertigte bereits mit geübten Handbewegungen die Schlinge an.

Callahan bemühte sich, ruhig zu bleiben. "Sie haben den Glauben dieser Stadt gebrochen, Jackson. Jeder einzelne in diesem Dorf ist unter Gottes Hand aufgewachsen und Sie haben alles zunichte gemacht. Sie haben alle an den Rand des Wahnsinns getrieben, mit ihren elenden Morden und Beweisen. Ist Ihnen das irgendwie bewusst?" Er machte eine kurze Pause. "Verstehen Sie, was es heißt, zu einem Gott zu beten? An etwas zu Glauben? Verstehen Sie, was es heißt, wenn

Ihr ganzer Glaube von dem einen auf den anderen Moment verschwindet? Und Sie mit nichts mehr dastehen?"

Jackson dachte kurz nach. "Ich denke nicht, verehrter Pastor." erwiderte er schließlich. "Und außerdem wüsste ich nicht, an *was* ich glauben sollte. An einen Gott wohl nicht, den scheint es schließlich nicht zu geben, was? Bei allem was ich getan habe hat er mir kein einziges Kieselsteinchen in den Weg gelegt." Nachdenklich hob er den Kopf und sah in den grauen Himmel. Die dunklen Wolken brachen auf und ein Sonnenstrahl fiel auf den Galgen herab. Sein altes Holz schien aufzuleuchten. "Pastor, haben Sie sich schon mal überlegt, dass Gott vielleicht ein Sadist sein könnte?" fragte Jackson und kniff die Augen im strahlenden Sonnenlicht zusammen. Dann sah er den Pastor an.

"Wagen Sie es nicht, so etwas je wieder in Frage zu stellen" sagte Callahan ruhig. Seinen Augen loderten vor Wut. Jackson kümmerte sich nicht darum. "Stellen Sie sich das mal vor, Pastor. Der allmächtige, sadistische Herr, der sich da oben im Himmel auf sein Wolkensofa hockt, kleine Baby-Engel wie Popcorn frisst und happy zusieht, was hier alles passiert."

Er wurde von einem der Polizisten nach hinten gezogen. Der andere legte ihm die ausgefranzte Schlinge um den Hals und zog sie fest. Jackson beobachtete ihn dabei. "Glaubst du an Gott, Kumpel?" fragte er und lächelte. Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: "Hab ich jemanden aus deiner Familie erwischt? Ein Kind? Oder eine Frau? Oder bist du vielleicht schwul?"

George zog die Schlinge ein Stück fester, als eigentlich nötig war. "Ich bin nicht schwul." sagte er bestimmt. Jackson lachte und winkte ab. "Natürlich, natürlich, dass sagen sie alle. Nur der liebe Gott erlaubt es nicht. Du bist schwul, aber der Pastor würde dich auch hängen, wenn er das wüsste, was?"

George ließ ohne ein Wort von ihm ab und verließ zusammen mit Lenni die Bühne. Die Treppen knarzten wieder unter ihnen. Jackson sah ihnen nach. Während

George mit schnellen Schritten in dem riesigen Gerichtsgebäude verschwand, blieb Lenni neben dem Galgen stehen und griff nach einem Hebel unter ihm. Seine Finger zitterten ein wenig. Nicht vor Angst, sondern vor Wut. Auch seine Frau war unter den vielen Opfern gewesen.

Callahan ergriff wieder das Wort. Er schlug eine riesige, zerfledderte Bibel auf, hob sie vor sein Gesicht und begann vorzulesen. Jackson hörte nicht zu. Er versank in seinen eigenen Gedanken, dachte an all die Frauen, die er getötet hatte und an all die Kinder, die er verstümmelt hatte. Er rief sich alle Gesichter ins Gedächtnis, sowie Namen, die er noch wusste. Das waren nicht viele.

Callahan räusperte sich. "...Täuscht euch nicht! Weder Ehebrecher noch Knabenschänder noch Diebe noch Trunkenbolde noch Räuber werden das Reich Gottes ererben. ..."

Jackson kicherte. Das, was der Pastor dort vorlas, sein *Sinn des Lebens*, oder was auch immer, war lächerlich. Er war froh, dass er diesem Glaube nicht zum Opfer gefallen war. Sein ganzes Leben nicht in einer Lüge verbracht hatte, nur um nach dem Tod festzustellen, dass es nicht so endete, wie er geglaubt hatte.

Ich war mein ganzes Leben lang frei, dachte er und nickte zufrieden. *Ich war an keine Regeln gebunden. Kein Glaube hat mich aufgehalten. Noch nicht mal Gesetze konnten mich stoppen. Das muss mal einer nach mir schaffen.*

Der Pastor schlug das Buch zu und bekreuzigte sich. Die weiten Ärmel seines schwarzen Gewandes flatterten im sanften Wind und die goldenen Stickereien reflektierten das Sonnenlicht. Schließlich sah er zu Jackson herüber. "Jackson Price, haben Sie noch etwas Letztes zu sagen?" fragte er. Jackson zögerte. Dann schüttelte er den Kopf. Seine kinnlangen, schwarzen Haare fielen ihm ins Gesicht. "Nee, hab ich nicht. Außer vielleicht..." Er überlegte kurz und grinste. "Ich schreib Ihnen ne Karte, Pastor, wie's mir und den Kids drüben im Himmel geht. Welchen Film wir als nächstes mit dem heiligen Herrn schauen."

Callahan warf einen kurzen Blick über den gepflasterten Platz. "Haben Sie einen letzten Wunsch, Jackson? Ich würde Ihnen diesen nicht gewähren, vor allem nicht in Anbetracht der Situation, aber ich bin an Regeln gebunden. An die Regeln des heiligen Herrn und an die des Gesetzes."

Jackson verzog das Gesicht zu einem hämischen Grinsen. Er betrachtete den Pastor mit einem verachtenden Blick und sah dann wieder auf den leeren Platz vor ihm. "Verehrtes Volk!" rief er. Seine Stimme schallte über die Pflastersteine bis zum Gerichtsgebäude. "Ihr habt unter meinen Sünden gelitten! Aber ich möchte euch eines fragen:" Er leckte sich kichernd über die blassen Lippen. "Werdet ihr für mich beten?" rief er und brach in heiseres Gelächter aus. Er krümmte sich soweit nach vorne, wie die Schlinge es zuließ und spuckte auf die Bühne des alten Galgens. Als er sich beruhigt hatte, richtete er sich wieder auf. "Nein?" Sein Blick war starr nach vorne auf die Pflastersteine gerichtet. Doch niemand antwortete ihm. Schließlich war auch niemand da, der ihm hätte antworten können.

"Dann werde ich für mich selbst beten müssen." Er wandte das Gesicht nach unten und schloss grinsend die Augen. Dann flüsterte er zum ersten Mal die einzigen Sätze aus der Bibel, die er auswendig konnte. Noch Monate nach seinem Tod sollte es ein Rätsel bleiben, was er damit beabsichtigt hatte.

"Gott, sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit. Wasche mich rein von meiner Missetat und reinige mich von meiner Sünde."

Die Worte waren kaum aus seinem Mund gekommen, als Lenni den Hebel zog. Die alte Falltür unter Jacksons Beinen gab quietschend nach und klappte auf. Jackson gab noch ein letztes, heiseres Lachen von sich, dann knackte es laut, als sein Genick brach. Callahan zuckte zusammen. Dann knackte es noch zwei weitere Male. Ein letztes Zucken durchfuhr Jackson's Bein, dann war er tot.

Eine Stunde später:

Jackson Price baumelte leblos am Galgen. Sein Hals, der noch immer an die ausgefranzte Schlinge gebunden war, hing in einem unnatürlichen Winkel herab und der Ansatz eines gebrochenen Knochens bohrte sich durch seine Haut. Selbst nach dem Tod grinste Jackson breit und zeigte seine gelben Zähne.

Am anderen Ende des gepflasterten Platzes standen zwei Männer und betrachteten ihn. Einer der beiden war noch immer in sein schwarzes Gewand mit den weiten Ärmeln gekleidet. Um seinen Hals hing ein hölzernes Kreuz und in seinen zitternden Händen hielt Callahan eine zerfledderte Bibel. Er umklammerte sie so fest, dass sie sich bereits nach Außen bog.

Der andere Mann war der Comissioner der örtlichen Polizei. Seine Körperhaltung war aufrecht und stolz, sein Gesicht allerdings in tiefe Falten gelegt. Auch er hatte wie der Pastor bereits überwiegend graue Haare.

Einige Zeit lang standen die beiden Männer einfach nur da und lauschten den Geräuschen des benachbarten Meeres. Wellen schwappten im untergehenden Sonnenlicht an den Strand und bildeten weißen Schaum. In der Nähe kreischten ein paar Möwen.

“Das war’s, Pastor. Es ist vorbei.” sagte der Comissioner schließlich. Adrian Mellon war von seinen eigenen Worten nicht überzeugt.

“Das glauben Sie nicht wirklich. Es wird weitere geben, oder etwa nicht?” fragte Callahan. Sein Gesicht sah um 20 Jahre gealtert aus, seine Stimme war leise und sorgenvoll. Adrian nickte traurig.

Der Pastor sah weiterhin zu dem Mann am Galgen hoch. Jackson’s Augen waren glasig geworden. Das gefährliche, hämische Funkeln war aus ihnen gewichen und zusammen mit seinem Träger gestorben.

“Dann möge Gott uns beistehen.” sagte Callahan und bekreuzigte sich. Adrian tat es ihm nach.

Wieder herrschte ein langes Schweigen. Dann sah der Comissioner vorsichtig zu seinem Freund herab. "Es wird weitere geben, die den Glauben an Gott verloren haben. Viele. Und sie werden alles dafür tun, auch den Glauben des Dorfes zu vernichten. Und wenn sie so gefährlich sind wie Jackson..." Er verstummte.

Auch Callahan drehte seinen Kopf und sah Adrian in die braunen Augen. Sein Blick war sanft und freundschaftlich, seine Gedanken voller Wut. "Jackson hat bereits etwas in diesem Dorf verändert. Schon nach seinen ersten 20 Morden haben die Leute aufgehört, an unseren allmächtigen Herrn zu glauben. Haben Sie das nicht auch gespürt, Adrian? Dieser Mann hat geschafft, was Tausende bereits vor ihm versucht haben. Aber er ist weiter gekommen als sie alle zusammen. Jackson hat unser Dorf vergiftet. Er hat aus den gottestreuen Gläubigen einen Haufen gebrochener Tölpel gemacht."

Adrian sagte nichts. Er sah einfach nur auf den Pastor herab.

"Meinen Sie nicht, dass ich Recht habe?" fragte Callahan. Der Comissioner zuckte nachdenklich die Schultern. "Ich denke schon, Pastor. Sie haben Recht. Darf ich Sie etwas fragen?"

Callahan nickte und drückte die alte Bibel fest an seine Brust.

"Warum haben Sie ihren Glauben behalten?" fragte Adrian und sah wieder zu dem hängenden Jackson. Der Pastor antwortete erst nach einiger Zeit, als Adrian bereits dachte, er hatte nicht zugehört. "Obwohl ich mich mit aller Kraft dagegen wehre, Adrian, bin auch ich am Zweifeln. Warum hat der Herr das alles zugelassen? All die Frauen und die Kinder, die Jackson getötet hat. Die er *verstümmelt* hat. Was würde den Herrn dazu treiben, nichts dagegen zu unternehmen?"

Adrian legte ihm sanft eine Hand um die Schultern. "Ich weiß wovon Sie sprechen, Pastor. Auch ich denke so. Aber das dürfen wir nicht zulassen. Genau das wollte Jackson. All unseren Glauben vernichten."

Callahan drückte die alte Bibel noch fester an sich. "Ich weiß. Oh Gott, ich weiß. Ich als Pastor dürfte niemals an dem Herrn zweifeln. Aber es ist manchmal so *schwer*. Ich denke, ich sollte meinen Beruf endgültig hinter mir lassen."

Eine Möwe flog über die beiden hinweg und kreischte.

Adrian schloss die Augen. "Nein, Pastor. Sie müssen nur glauben. An sich und an den Herrn. Lassen Sie nicht zu, dass Jackson auch über Sie die Oberhand gewinnt. Das darf er nicht." Er atmete sanfte Meeresluft ein. Doch auch den leichten Geruch von Verwesung nahm er war. "Lassen Sie es auf keinen Fall zu, Callahan. Bitte. Alle Einwohner haben ihn schon verloren. Die Gemeinschaft und der gemeinsame Glaube sind fort. Wir sind die letzten beiden. Wir müssen den Allmächtigen und die Religion wieder aufbauen. Und beweisen, dass Jackson falsch lag."

Der Pastor schüttelte kaum merklich den Kopf. "Dafür ist es zu spät, Adrian. Der Glaube ist mitsamt dem Herrn verschwunden." Er bekreuzigte sich ein letztes Mal, dann ließ er seine Bibel fallen.

Impressum:

Volkshochschule Buxtehude

Bertha-von-Suttner-Alle 9

21614 Buxtehude

Das Urheberrecht der Texte liegt bei den Autor*innen.

